Paed. Pr.
941.

Paed. 107h
Erzählungen

Paed. Pr. 941

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Erzählungen
für
# Geist und Herz,
oder
Darstellung edler Gesinnungen und Handlungen
guter und frommer Menschen.

Gesammelt
von
einem Jugendfreunde.

R

Paßau, 1833.
Druck und Verlag der Pustet'schen Buchhandlung.
J. F. Winkler.

Wd.
55. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

## 1. Aelterliche Liebe und fürstliche Großmuth.

Ein Jäger, der bei einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater Franz Ludwig, Fürst-Bischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreien, der ihm auf dem Herzen läge. „Gnädigster Herr!" — sprach er — „ich habe viele Kinder, ich ernähre sie von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden; nur der Wunsch ist mir übrig, meine Kinder im Christenthume, im Lesen und Schreiben und andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu können; ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe findet; und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost thun, da ich sie nicht gerne aus meiner Aufsicht lasse." Der edelgesinnte Fürst, der gerne jedem Bedürfniße seiner Unterthanen abhalf, und dessen schöne Erziehungs-Anstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Kinder-Unterricht angelegen seyn ließ, hörte ihn ruhig an, und erwiederte, er sollte einmal einen Vorschlag thun, wie ihm zu helfen wäre. „Gnädigster Herr," — antwortete der Jäger, — „in der Gegend von N... wohnt ein anderer Jäger,

nahe bei einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder; wenn nun Euer Fürstlichen Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen; zwar trägt diese 100 Thaler mehr ein, als die meinige, aber diese Summe will ich ihm jährlich herausbezahlen: denn es ist mir nicht gerade um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.“ Diese väterliche Sorgfalt für die Bildung seiner Kinder gefiel dem gnädigen Fürsten; er genehmigte den Vorschlag, ließ den andern Jäger zu sich kommen, und stellte ihm selbst die Sache vor. Dieser hatte auch ein gutes Herz, und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. „Von Herzen gern,“ — sagte er — „willige ich in diesen Vorschlag, nur soll der Mann mit seinen sieben Kindern die 100 Thaler auch behalten; ich habe keine Kinder, und kann die Summe leicht entbehren.“ Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Jäger mit den sieben Kindern 100 Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes, dem andern aber legte er 100 Thaler aus seiner Privat-Kasse zu.

## 2. Belohnte kindliche Liebe.

Ein Agraffi-Neger auf der Küste von Guinea in Afrika war durch Unglücksfälle in Schulden gerathen, die er nicht bezahlen konnte. Er ging zu seinem Gläubiger, und zeigte ihm an,

daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als seinen Körper, den er, wenn er wolle, verkaufen könne. Der durch diese Erklärung aufgebrachte Gläubiger ging sogleich mit ihm auf das benachbarte dänische Fort Königsstein, und verkaufte ihn daselbst an einen Sklavenhändler, welcher ihn sogleich an der Halskette abführen ließ. Schon war der Sklavenhändler im Begriffe, mit seinem Schiffe, das mit mehreren Hunderten unglücklicher Schwarzen vollgepfropft war, nach Westindien abzusegeln, als der Sohn des Negers am Borde erschien. Nach den ersten Augenblicken der zärtlichsten Herzensergießungen zwischen Vater und Sohn, machte letzterer jenem auf eine kindlich-ehrerbietige Art Vorwürfe, daß er nicht von der Gewalt Gebrauch gemacht habe, welche die dortigen Gesetze den Aeltern einräumen, nach denen ein Vater seine Kinder für seine Schulden hingeben kann, und bestand nachdrücklich auf dem edeln Vorsatze, den Platz seines Vaters auf dem Schiffe einzunehmen. Jetzt begann ein rührender Wettstreit. Der alte Vater, nicht minder großmüthig als der Sohn, wollte schlechterdings nicht einwilligen; letzterer, unerschütterlich in dem Vorsatze, sich für seinen guten Vater aufzuopfern, sah, daß er ungeachtet der inständigen Bitten nicht durchdringen würde; er ging also zu dem Eigenthümer des Schiffes, bat und flehte, ihn statt seines Vaters anzunehmen, stellte demselben vor, wie sehr er bei dem Tausche gewinnen würde, da er in ihm statt eines alten, matten und gebrechlichen, einen jungen, kraftvollen und muntern Sklaven erhalten werde. Es fiel ihm nicht

schwer, den Kapitän für sich zu gewinnen, und die Sache ward richtig: der Sohn, welcher Thränen der Freude und des Dankes weinte, daß er so glücklich seye, seinen Vater erlösen zu können, wurde in Ketten gelegt, und der Vater, der höchst traurig war, daß er sich außer Stande sah, seines Sohnes Vorhaben zu vereiteln, in Freiheit gesetzt. Der dänische Wund-Arzt Isert, der sich damals in jenem Lande aufhielt, war Augenzeuge dieses rührenden Auftritts, seine Empfindung über einen so rührend-schönen Beweis von Vater- und Kindes-Liebe war zu stark, als daß er ihn nicht dem dänischen Gouverneur hätte bekannt machen sollen. Voll Freude über einen so seltenen Vorfall hatte nun dieser würdige Mann nichts angelegentlicheres zu thun, als den Sklavenhändler zu bitten, daß er ihm für das ausgelegte Geld, welches er ihm aus seinem Beutel bezahlte, den braven Sohn zurückgab, und er führte denselben seinem bekümmerten Vater wieder in die Arme.

## 3. Die gute Tochter.

In dem hannöverischen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter geringer Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte und dabei ein kleiner Garten war Alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze unter schwerer Arbeit und Mangel hatte er das achtzigste Jahr erreicht, seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht

sehen, und sie wurde kindisch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte, und ihre ganze kleine Habe. — Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie in's äußerste Elend versetzt. Ihre Tochter, Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Aeltern mit unsäglichen Schmerzen; aber nicht mit jener bloß leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet, und sie zur thätigen Tugend erhebt. Der Entschluß, ihren Aeltern beizustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele, und sogleich schritt sie zur Ausführung. Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern missen wollte, eilte ihrer Heimath zu, fand die schon dem Grabe nahen, verlassenen Aeltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahgelegenes Haus, und versprach für sie zu sorgen. Durch ihren Fleiß ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke, als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher Dienste ward sogleich auf die dringendsten Bedürfniße ihrer Aeltern verwandt. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hilflosen zu er-

nähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äußersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb soviel, daß sie den Hunger der Alten stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpftragen, entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wöchentlich einigemal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen. Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Geschichte, und machten sie bekannt. Das Mädchen ward unter dem Namen der guten Tochter in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die gute Tochter ein, und die Landesregierung unterstützte sie mit rühmlichem und thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenfreunde, das Schicksal dieser Menschen glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbauet, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen. O, es war ein rührender Anblick, wie die armen Alten über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten, und mit schwacher, stammelnder Zunge Gott dafür priesen. Auch dem Werkzeuge dieses Glückes, der edel-

müthigen Tochter, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt, welcher, sobald sie sich verheirathen würde, ausbezahlt werden sollte. Wirklich fanden sich auch unter solchen Umständen mehrere Freier bei ihr ein, manche freilich einzig um ihres Vermögens willen, manche aber doch auch darum, weil sie mit Recht erwarten konnten: eine so ausgezeichnet gute Tochter ihrer Aeltern werde auch eine überaus gute Frau ihres Mannes werden. Sie erklärte indeß jetzt ein für allemal, daß sie sich erst nach dem Tod der Aeltern zum Heirathen entschließen würde, indem sie nicht glaube, wie sie sagte, daß sich, bei solchen Umständen ihrer Aeltern, die Pflichten der Tochter mit den Pflichten einer Gattin ganz vereinigen ließen, und daß ein Schwiegersohn der Last mit den Alten bald überdrüßig werden möchte; sie aber könne und wolle ihren hilflosen Aeltern, bis sie ihnen die Augen zugedrückt hab', nicht einen Augenblick die bestmögliche Hilfe entziehen. Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und ihre eigene Gefahr ganz vergessend, pflegte die Edle ihrer sterbenden Aeltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem einen wie dem andern die Augen zu. Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn: denn am nemlichen Tage, da sie die letzte kind-

liche Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer geliebten Aeltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nemliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente.

## 4. König Gustav III. und die fromme Tochter.

König Gustav III. von Schweden, der im Jahre 1792 starb, ritt einst, nach einer gehaltenen Musterung, wie ein gewöhnlicher Reisender durch ein Dorf, und erblickte ein junges baarfußgehendes Bauernmädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, und so viel Anstand zeigte, daß er sie eine Zeitlang aufmerksam betrachtete. Er bat sie um einen Trunk. „Gerne, mein Herr,“ — war ihre Antwort, indem sie ihm mit der rührendsten und unschuldigsten Anmuth Wasser reichte; — „aber erlauben Sie, daß ich mich nicht lange bei Ihnen verweile; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht schnell genug wieder bei ihr seyn.“ — „Du hast noch eine Mutter?“ — „Ja, mein Herr, ich bin so glücklich; sie ist aber arm, meine Mutter, und hat ohne mich keinen Menschen in der Welt, der sie verpflegen würde.“ — „Wo wohnt sie?“ — „Dort unten, mein Herr.“ — „In jener elenden Hütte?“ — „Mein Herr, sie ist unsere Wohnung.“ — Der König stieg vom Pferde, und führte es am Zügel fort. — „Nun, mein gutes Kind, ich will dich begleiten, will die Mutter kennen lernen, die du so herzlich zu lieben scheinst.“ — „O, ich liebe meine Mutter von

ganzer Seele, wenn ich nur so glücklich wäre, es ihr recht beweisen zu können.« — Unter diesem Gespräche war das Bauernmädchen an ihre armselige Wohnung gekommen. Gustav ging mit ihr hinein, und hörte schon von außen das Seufzen der Mutter. Das Mädchen trat an ein schlechtes Bett hin: »Liebe Mutter, da ist ein Herr, dem ich zu trinken gegeben habe, und der euch sehen will.« — Der König war schon beim Anblicke einer Hütte, welche ganz die Wohnung hilfloser Dürftigkeit zu seyn schien, gerührt worden; noch höher aber stieg seine Rührung, als er eine alte Frau, von vielen Schmerzen gemartert, auf einem elenden Strohbette liegen sah. — »Arme Mutter!« — rief er aus — »wie bedaure ich euch!« — »Ach, mein Herr,« — erwiederte die Kranke — »mein Zustand würde noch weit trauriger seyn, hätte mir Gott nicht diese liebe, zärtliche Tochter gegeben, die ihn durch alle nur ersinnliche Sorgfalt mir zu erleichtern sucht. Sollten Sie's glauben, Tag und Nacht arbeitet sie, und ihrem Fleiße habe ich meine Erhaltung zu danken. Gott segne, Gott belohne sie!« — setzte sie mit Thränen hinzu. — »Würdige Tochter!« — rief Gustav, bis zu Thränen gerührt — »höre mein liebes Kind! wolltes du wohl mit mir nach Stockholm gehen? Ich will dich daselbst glücklich machen, will dir einen braven Mann verschaffen.« — »O, mein Herr! meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden sollte.« — Der Monarch lächelte über diese naive Antwort. — »Nun denn, gutes Mädchen, wenn du durchaus hier

bleiben, und dich nicht von derjenigen trennen willst, die dir das Leben gab, so will ich doch deine Tugend belohnen; nimm hier diesen Beutel!« — »Geld, mein Herr? — Soll ich's annehmen, liebe Mutter?« — »Fürchte dich nicht, liebes Kind, und nimm diesen schwachen Beweis meiner Hochachtung an!« — »O, dieß ist für meine Mutter,« — und alsbald gab sie ihr den Beutel. »Du kannst dieß Geld« — fuhr Gustav fort — »ohne alle Gefahr deiner Tugend annehmen; ich habe das Recht, dir beizustehen, dich zu unterstützen, ich bin dein König.« — »Unser König!« — riefen Mutter und Tochter zugleich. Die erste wollte dem Monarchen zu Füßen fallen, das Mädchen aber lag schon vor ihm auf den Knieen. Gustav eilte auf die Kranke zu und zwang sie, im Bette zu bleiben. — »Bleibt, gute Mutter; ja ich bin euer König, euer Vater, und will euch Proben meiner Liebe geben!« — Zum jungen Mädchen sprach er: »fahre fort, so für deine Mutter zu sorgen!« — nahm hierauf huldvoll Abschied, und sagte: »Ihr Guten, — durch euch hab' ich einmal wieder die Wonne gefühlt, König zu seyn, und ich werde euch mein Mitleiden und mein Wohlgefallen an eurer Rechtschaffenheit durch die That beweisen.« — Kaum war der König in Stockholm angelangt, so setzte er für die beiden tugenhaften Seelen einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach der einen Tod auf die andere fallen sollte. Und als er in der Folge erfuhr, daß das Mädchen einem jungen Bauern aus ihrem Dorfe nicht ganz gleichgültig sey, so

ließ er ihr bezeugen, daß ihm diese Verbindung gefalle, und fügte zu jenem Gehalte noch eine Summe zur Aussteuer hinzu. Sie heirathete dann, und vergaß als Frau so wenig ihre Mutter, daß dieselbe vielmehr noch immer der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorgfalt blieb.

## 5. Kindliche Dankbarkeit.

Der preußische Rittmeister Kurzhagen vom ehemaligen von Ziethen'schen Leibhusaren Regimente, war eines, an der mecklenburgischen Grenze ansässigen, märkischen Landmannes Sohn, und hatte sich seinen Posten bloß durch persönliches Verdienst erworben. Bei seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Kriege marschirte er als Rittmeister und Chef einer Schwadron in Parchim wieder ein, wo er ehmals als gemeiner Husar gestanden hatte. Seine beiden alten Aeltern, arme Landleute, nach mecklenburgischer Sitte gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte. Sie sehen, vom Pferde springen, seinem Lieutenant die Schwadron übergeben, und sie öffentlich umarmen, war eins. Er behielt sie nachher Lebenslang bei sich, und ließ sie stets an seiner Tafel sitzen, wenn auch der vornehmste Besuch da war. Kleine Geister machten ihre Bemerkungen, und murrten zum Theil so laut darüber, daß es zu den Ohren des Generals Ziethen kam. Und was that der große Ziethen? — Was jeder große und ehrwürdige Mann an seiner Stelle gethan haben würde; er besuchte Kurzhagen, sagte ihm, daß er alle Offiziere seiner Garnison zu sich einladen solle, und fragte den guten Kurz-

hagen an der Tafel: „Wo sind Ihre würdigen Aeltern? lassen Sie sie gleich herkommen, und meinethalben ja nicht von der Tafel wegbleiben. Er ging sogar selber hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater traulich die Hand, und stand dann, das Glas in der Hand, mit den Worten auf: „Meine Herren, auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Aeltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!“ —

Friedrich der Einzige hatte Kurzhagen, welcher Ritter des Verdienst-Ordens war, einst mit zur Tafel einladen lassen. „Von was für einem Hause stammt Er ab?“ fragte ihn der große König, vermuthlich um seine Gesinnungen zu prüfen. „Von gar keinem, Ew. Majestät,“ — erwiederte der Rittmeister — „bloß Landleute sind meine Aeltern, und ich möchte sie um keine anderen Aeltern in der Welt vertauschen.“ „Das heißt edel gedacht,“ — sprach der große Monarch, und eine Freudenzähre floß seine Wange herab. „Wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Aeltern und Verwandten zu schämen, er ist kein edler Mann, und kann auch keiner werden!“

## 6. Geschwisterliebe.

Bei der Belagerung von Lyon im J. 1793 lebte daselbst ein glücklicher Vater zweier Söhne, von denen der eine nicht gar 15, der andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte das Gewehr tragen, und hatte sich bei den Ausfällen gegen die Republikaner sehr ausgezeichnet. Der Vater verlor

schon während der Belagerung sein Leben, und nur die Mutter wurde noch erhalten. Als Lyon einige Monate darauf eingenommen wurde, so setzte man den Jüngling, weil er das Gewehr getragen hatte, in das unter dem Namen: „der schwarze Keller“ so bekannt gewordene schreckliche Gefängniß, und verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder, der ihn überall gesucht, und nirgends gefunden hatte, kam endlich auch an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond hinausgeht, und rief ihm bei seinem Namen. Als der kleine Gefangene seines Bruders Stimme hörte, streckte er, allein vergebens, seine Hände durch das Gitter, um ihn zu umarmen, und dieser richtete sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens des gefangenen Bruders Hand berühren und küssen zu können. — „O mein Bruder!“ — rief der jüngere — „dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wieder sehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?“ — „Ja, Bruder! — antwortete jener — „ich habe alles gesagt, aber sie wollen nichts hören. Geh' und tröste unsere gute Mutter! O, nichts macht mir mehreren Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!“ — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte sich auf die Erde nieder, winselte und rief unaufhörlich: „Ach er soll sterben, und ist noch nicht 15 Jahre alt!“ — Man drohete ihm, damit er schweigen und sich entfernen solle; aber er blieb unbeweglich auf seiner Stelle, bis er durch eine Wache mit Gewalt hinweggerissen, und vor

einen der Commissäre gebracht wurde. Zum Glücke war dieser nicht ganz taub gegen die Stimme der Menschlichkeit. Er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen, und sich in sein Geschick zu fügen. — Aber wie konnte er das? — Er warf sich nun, da alle seine Bitten zurückgewiesen wurden, nieder vor dem bisher Unerbittlichen, blickte zu ihm hinauf, und flehte so herzlich und so dringend: er möchte ihn doch für seinen Bruder sterben lassen, — daß dieser gerührt wurde, ihn freundlich aufhob, und einige Zeilen schrieb, die er sogleich absendete, indem er ihn warten hieß. Nach einer Viertelstunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. — „Gott im Himmel,“ — riefen Beide — „mein Bruder!“ — Sie umarmten sich einige Minuten, und dann waren die ersten Worte des Kleinen: „Nun verlasse ich dich nicht wieder!“ — „Das sollst du auch nicht!“ — sagte der Commissär, — „geht zu eurer Mutter, und seyd eben so gute Söhne, als ihr gute Brüder seyd!“

## 7. Bruderliebe.

Zu Vernanton (Wernanton) an der Yonne (Yohn) im südwestlichen Frankreich, lebte noch vor wenigen Jahren ein Floß-Schiffer, Namens Aubry (Ohbry), arm an Gütern und Schätzen, aber reich durch eine Reihe würdiger Kinder, die in der innigsten Eintracht und Zärtlichkeit mit einander lebten. Furchtbare Ueberschwemmungen der Yonne, eines reissenden Flußes, auf welchem sehr viel Bauholz abwärts geführt

wird, hatten die Floßgassen und Wehre zerstört: man hatte neue unternommen, und mit großen Kosten zu Stande gebracht. Am letzten Oktober 1800 wurde das neue Fahrwasser eröffnet, und auf dem Floße, welcher zuerst Gebrauch davon zu machen bestimmt war, sollte der kaum 13jährige Sohn Aubry's seine erste Fahrt machen. Es war ihm aufgetragen, das hintere Ende des Floßes zu leiten. „Nein," sagte sein Vater, — diese Stelle ist zu Gefahrvoll für dein zartes Alter, und die Gewalt des Wassers ist zu groß; ohne mich sollst du dieses Wagestück nicht beginnen, ich werde dir zur Seite stehen." Der Sohn lehnte des Vaters Hilfe ab. „Wenn ich unglücklich wäre, verlören meine übrigen Geschwister nicht viel," — sagte er, — „noch bin ich nicht im Stande, vieles für sie zu thun; aber wenn auch dich mein Unglück mit hinab in die Wellen risse, guter Vater, alsdann hätten sie Alles verloren, ihren Rathgeber, ihren Freund und Helfer. Darum laß mich allein, mich beschirmt die Vorsehung, und ich habe die frohe Hoffnung, dich bald wieder zu sehen!" — Der Vater, ohne auf diese Rede seines Sohnes zu achten, bestieg den Floß mit dem Sohne, und stand schützend neben ihm; er hatte den einen Arm um den Jüngling geschlungen, der muthig steuerte, mit dem andern hielt er sich am Gebälke fest. Kaum war der Floß im Gange, als die hintere Hälfte 4 bis 5 Fuß tief sank. Die schäumenden Wellen tobten so ungestümm und mit solcher Gewalt, daß es der stärksten menschlichen Kraft unmöglich war, ihrer Wuth zu

widerstehen. So fest der Vater den Sohn umklammert hielt, so konnte dieß doch die Wogen nicht hindern, beide von einander loszureißen. Laut aufschrie Aubry, als er seinen geliebten Sohn von dem Strudel ergriffen sah; noch sucht er alles anzuwenden, um seinen Sohn zu retten, aber bald ergreift auch ihn der Strudel, und verschlingt ihn wie jenen. Am Gestade hatte sich eine Menge neugieriger Personen eingefunden, die das schreckenvolle Schauspiel mit ansahen; man ruft inständig um Hilfe und Rettung für die Unglücklichen; gute Menschen eilten herzu, und bieten den im Schwimmen geübten starken Strandbewohnern Geld zur Belohnung an. Aubry und sein Sohn kämpfen mit den Wellen; der Alte, erfahrner in ähnlichen Gefahren, hält sich lange empor: sein Blick sucht Hilfe, für seinen Sohn mehr als für sich selbst. Auch der Jüngling kämpft rüstig, aber der Strudel ist zu gewaltig, seine Kräfte ermatten. Jetzt eilen noch andere menschenfreundliche Einwohner herbei mit Stangen und Schlingen und Tauen, die sie dem kämpfenden Aubry zuwerfen, so weit sie können; einige wagen sich bis über die Hälfte des Leibes, und so gelingt ihnen die Rettung des Vaters; er wird an einem Taue, das er ergriffen hat, an das Gestade gezogen; sinnlos liegt er hier, denn jetzt erst hemmt ihm die schreckliche Begebenheit den Gebrauch seiner Sinne. Indeß waren auch Aubry's Töchter, welche die Angst kaum aufrecht erhalten hatte, herbeigekommen: dankbar und flehend zugleich erhoben sie die Hände gegen den Himmel: in ihrem Danke

für den wiedergeschenkten Vater lag zugleich die heiße Bitte um des geliebten Bruders Rettung. Aber mit jedem Augenblicke verschwand die Hoffnung mehr und mehr: vergebens waren die Thränen und Bitten des durch die Pflege der Töchter wiedererwachten Vaters: Niemand wollte sich in den tiefen Strudel wagen, in welchem jetzt nur noch eine Hand, jetzt ein Theil des Kopfes auf Augenblicke sichtbar wurde. Jetzt war auch der ältere Bruder, den die Trauer-Botschaft zuletzt erreicht hatte, herbeigeeilt. „Weh uns, mein Sohn!“ — ruft ihm der Vater entgegen, und reckt die Hände nach dem Strome aus. — „Ach!“ — seufzte der Jüngling, dem einige Jahre zuvor in Italien eine Kanonenkugel den linken Arm genommen hatte, — „armer Bruder! Ist denn Niemand der ihn rettet! Erbarmt sich kein Mensch dieses Hilflosen?“ So rief er, und zeigte mit thränenvollen Blicken auf den elenden Rest seines in der Schlacht verlornen Armes. Umsonst ist sein angstvoller Hilfe-Ruf; er stürzt sich zu den Füßen seines Vaters, und schwört: „ich rette ihn, oder ich sterbe mit dem Bruder! Gott mit mir!“ — Mit diesen Worten rafft er sich auf und stürzt sich besonnen in den rauschenden Strom. Nur eine Hand blieb ihm zum Schwimmen: dennoch gelangt er an die gefahrvolle Stelle, erreicht den Bruder, hebt ihn durch eine geschickte Wendung auf den Rükken, und ist so glücklich, ihn unter lautem Jubel der anwesenden Menge an das Gestade und in die Arme des geliebten Vaters zu bringen. Zwar schien der 13jährige Knabe jetzt ohne Leben; aber

die Vorsehung segnete den Gebrauch der zu seiner Erhaltung angewandten Mittel, und der Triumph der Tugend, in welcher hier Vater und Söhne wetteiferten, ward dadurch vollständig.

## 8. Dankbarkeit gegen Erzieher.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der bayrische Marktflecken Alberswied sehr unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schullehrers Gruber war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache für sein kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbeigeeilt kam, in welchem der geängstete Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der aber wider Erwarten sein Freund und Schutzgeist werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlshabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Bewunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, sobald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestümm an seinen Busen drückte. Stumm und verwirrt sah ihn Gruber in das Gesicht, und konnte sich nicht besinnen, wer es wohl seyn möchte. — „Mein Gott!“ — rief der narbige Kriegsmann, — „kennen Sie Ihren armen Jakob nicht mehr?“ — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nemlich so: In den ersten Jahren von Grubers

Lehramt kam einst eine arme Frau vor seine Thüre und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, eines unter dem Herzen, und zwei Knaben führte sie an den Händen. Der eine davon, ein Junge von sieben Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes blondes Haar, und sein offenes, gescheutes Aussehen besonders auf. — Schon lange hatte er sich einen talentvollen Knaben gewünscht, den er, fern vom älterlichen Einfluße, ganz nach den Grundsätzen einer von ihm selbst erfundenen Lehrmethode möchte unterrichten können, aber in seinem Dorfe keinen gefunden. Er fragte scherzhaft die Frau: ob sie ihm den Krauskopf nicht abtreten wolle, und [illegible]elt die Antwort, es sollte ihr lieb seyn, wenn sie einen Brodesser weniger in der Kost hätte. Gruber machte nun Ernst, hielt es für verdienstlich, den Kleinen einer gefühllosen Mutter zu entreissen, und da das Bettelweib nicht weit von dem Orte zu Hause war, auch versprach, öfters Kundschaft über ihren Jakob einzuziehen, so kostete es nicht viel Mühe, auch den Knaben zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn sogleich bei sich. Jakob saß seinem Pflegevater stets zur Seite, horchte achtsam auf das warme, seelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb sich in kurzer Zeit mancherlei Kenntnisse. Auf allen Spaziergängen war er des Schullehrers beständiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menschlichen Kunstfleißes aufmerksam gemacht, die man sonst zu übersehen pflegt. Im Schreiben und Lesen machte er die

schleunigsten Fortschritte, und da er sich zum Rechnen so gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungsarten schnell begriff, so ging sein Lehrer mit ihm nach und nach zu den höheren mathematischen Kenntnissen über. Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehrstunden mit ihnen theilte, sondern auch außer der Schulzeit im Umgange mit seinem Lehrer die nützlichsten Uebungen anstellen konnte. Kein Wunder, daß er bei vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorsprung abgewann, so daß der arme Bettelknabe bald ein Gegenstand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Aeltern wurde. Jakob stand im vierzehnten Jahre seines Lebens, und war unschlüssig, welches Fach er ergreifen sollte, als eine benachbarte Herrschaft einen Bedienten suchte, wozu der Pfarrer von Alberswied unsern Jakob empfahl. Um seiner schönen Geistes= und Leibesbildung willen wurde er mit Freuden angenommen. Späterhin machte seine Herrschaft eine Reise auf ihre Güter am linken Rheinufer. Durch ein Zusammentreffen verwickelter Umstände ward Jakob wie im Sturmwinde vom französischen Kriegsheere, wider seinen Willen, in Reihe und Glied mit fortgerissen. Seiner Tapferkeit und seltenen Geschicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Offizier, und als solcher trat er als Beschützer seines ehemaligen Wohlthäters auf. Der Schullehrer Gruber begnügte sich aber nicht bloß mit seiner eigenen Rettung, sondern verwendete sich auch bei dem Biedermanne für den kräftigen Schutz

der übrigen Einwohner des Dorfes. Mit Vergnügen bot dieser Alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er seine alte, größtentheils innige Bekanntschaft; er besuchte sie alle in Gesellschaft des gemeinschaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbietung und Dankbarkeit aufgenommen. Drei Tage rastete er in dem Hause seines Lehrers, dann zog er mit seiner Kriegsschaar gegen die Erb-Staaten des östreichischen Kaisers. Die Segenswünsche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß sich mit der Bitte aus seiner langen und stummen Umarmung: daß er allenthalben der Schutzgeist der Bedrängten und Wehrlosen seyn möchte.

## 9. Wahre Frömmigkeit.

Eine zum Christenthum bekehrte Heidin legte nach ihrer Taufe, ganz in ihrer Einfalt und Herzenssprache, folgendes schöne Bekenntniß ab: „Nun will ich die Sünde hassen und fliehen, zu dem Herrn Jesu kommen und flehen: Du hast für mich gelitten, Du hast meine Sünden weggeschafft; vergib sie mir, ich halte dich fest, ich vertraue auf Dich!“ Als man sie fragte: Wenn du nun wieder in dein Vaterland zurückkehrest und zu deinem heidnischen Dienstherrn kommst, und unter deinen Landsleuten wieder heidnische Thorheiten und Laster siehest, was wirst du thun, wenn sie dich zwingen wollen, dieselben nachzuahmen? antwortete sie: „Wenn mich mein

Herr arbeiten heißt; will ich gehorchen; wenn er mir etwas Böses befiehlt, so will ich sagen: das darf ich nicht thun, ich bin ein Kind Gottes geworden, und darf Ihn nicht betrüben. Des Sonntags will ich sagen: Gebt mir Erlaubniß, heute in die Kirche zu gehen; wir haben heute einen Festtag, an den andern Tagen will ich euch gern arbeiten.« — Auf die fernere Frage: »wenn dich deine heidnischen Landsleute nicht mehr leiden können, wenn sie dich schelten, und spottend zu dir sagen: Pfuy! du bist eine Christin geworden, bist ins Christengeschlecht gekrochen — wirst du dann wieder schimpfen?« — antwortete sie: »Nein! ich will sanftmüthig, geduldig seyn, und für die Feinde beten.« — Christen! die ihr von Jugend auf Jesu herrliche Lehre kennet, werdet ihr nicht unruhig und schaamroth, indem ihr diese edlen, christlichen Entschließungen einer ehemaligen Heidin leset? —

## 10. Das gottesfürchtige Mädchen.

Ein rechtschaffener Vater zu Mietau in Kurland, F. W. Z...., welcher die Seelenbildung seiner Kinder seine vorzüglichste Sorgfalt seyn ließ, und ihnen frühzeitig feste Grundsätze der Tugend und Frömmigkeit beizubringen suchte, hatte die Freude, den erwünschten Erfolg seiner väterlichen Bemühungen an seinem zehnjährigen Töchterchen zu sehen. In einer der Prüfungsstunden, die er mit seinen Kindern über ihr sittliches Verhalten anzustellen pflegte, entfaltete sie vor ihm, mit der kindlichsten Offenherzigkeit, die geheimen Züge ihrer Seele, und dieß bewog ihn,

ihr aufzugeben, daß sie ihm den ganzen Fall schriftlich entwerfen sollte. Sie that es, und folgender Aufsatz — so wie er aus ihrem Herzen und ihrer Feder floß, ohne daß ein Buchstabe darin geändert wäre, — war es, den sie ihrem Vater überreichte: »Ich ging neulich mit etwas Gelde, das mir die Mutter gegeben, nach dem Markte, weil ich für die Kleinen etwas zum Weihnachts-Geschenke einkaufen sollte. Als ich nun vor einem Bäckerladen vorbeiging, bekam ich einen großen Appetit zu Pfeffernüssen, aber ich ging geschwind weg, damit ich keine Sünde thäte. Hätte ich nun von dem Gelde der Mutter etwas genommen, und hätte mir etwas gekauft, so wäre mein Appetit gestillt worden; aber ich hätte meinen Aeltern nicht frei unter die Augen treten können. Mein Gewissen hätte mir immer Vorwürfe gemacht, und hätte gesagt: du bist ein Dieb. Ich entginge aber auch der Allwissenheit Gottes nicht. Ich würde auch anderemale in Versuchung gerathen seyn, und würde noch mehr gestohlen haben: denn die Hunde lernen am Riemchen Leder kauen. Dieß war das erstemal, daß ich in eine wirkliche Versuchung zur Sünde gerathen bin; aber sie auch, Gott Lob! glücklich überwunden habe.“ —

## 11. Vertrauen auf Gott.

Ein rechtschaffener Prediger zu Kleinern, einem unbedeutenden Dörfchen in dem Fürstenthum Waldeck, erfuhr mehrere besondere Beweise der göttlichen Vorsehung. Er war sehr arm, hatte sechs Kinder, und nicht mehr als 80 Gul-

den jährliche Besoldung; indessen lebte er bei seinem aus Haber- und Gerstenmehl gebackenen Brode vergnügt, und nahm von seinen sehr armen Zuhörern nur selten die ihm zustehenden Gebühren. — Einst war er ohne Früchte, ohne Mehl und Geld, und hatte nur noch ein Brod, als ihm eine arme Wittwe klagte, daß sie schon seit 24 Stunden keinen Bissen Brod genossen habe. Sogleich gab ihr der mitleidige Mann die Hälfte seines Brodes, und überließ die andere Hälfte seiner Frau und seinen Kindern; er selbst aber ging in den Garten, um seinen Hunger mit Kirschen zu stillen. Hier fand er zufälliger Weise Gelegenheit, einem seiner Freunde in der Nachbarschaft ein Körbchen von diesen seinen Früchten zu schicken; und dieser, der gerade gutes frischgebackenes Brod im Hause hatte, sandte dem Prediger einige Laibe desselben zum Gruße zurück, weil er immer so schlechtes Brod essen müsse. — Als dieser Vorrath verzehrt war, dachte der redliche Mann ein paar Thaler zu entlehnen, denn er hoffte aus seiner schönen Winterfrucht 10 bis 12 Thaler lösen, und dann das Entlehnte wieder bezahlen zu können; allein des andern Tages ward die Saat vom Wilde gänzlich verdorben und abgefressen. Dessen ungeachtet verharrte er im Vertrauen auf Gott, und sah seiner Hilfe getrost entgegen. Jetzt wollte er ein Füllen, das er hatte, an einen Juden für 11 Thaler verkaufen; da aber der Jude nicht so viel geben wollte, verstrich die Zeit und der Prediger mußte in die Kirche. Indessen hatte sich das Füllen losgemacht, wollte

über eine alte Mauer setzen, und brach unglücklicherweise den Hals. Als der Prediger zurückkam, sagte er zu seiner bestürzten Frau und seinen Kindern: „wir sollen nicht auf den Acker und das Füllen unser Vertrauen setzen, der Herr wird selbst helfen!“ Und gerade jetzt begehrte ihn eine Dame in der Nachbarschaft in einer gewissen Angelegenheit zu sprechen. Beider Unterredung mit ihr kam die Rede auf ein gewisses Buch, und die Dame wunderte sich, daß es der Pfarrer nicht besitze; er bekannte aber offenherzig, daß er zu arm sey, um sich solches anschaffen zu können. Sogleich schenkte ihm die Dame 25 Thaler; und nun war der Verlust seines Getraides und Füllens ersetzt. Etlich und zwanzig Jahre blieb dieser würdige Mann in diesem armen Dörfchen, und erhielt nur kurz vor seinem Ende eine einträglichere Pfarre. — Wohl dem Menschen, der sich auf Gott verläßt!

## 12. Hochachtung für Religion und Tugend.

Elise Embert (Ahmber), die Tochter eines Bürgers in Paris, verdient wegen ihrer tiefen Hochachtung für das edelste Gut, welches Menschen, welches Christen besitzen, für Religion und Tugend, eine Stelle, in der Reihe guter, vortrefflicher Menschen. Ihr ehrwürdiger, religiöser Charakter wird aus folgendem Umstande in einer der wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens sichtbar. Sie war mit einem jungen Mann verlobt, und sollte im September 1776 ihm angetraut werden. Am Abend vor der Hochzeit befand sich der Bräuti-

gam in einer Gesellschaft mit seiner Braut; er war munter; sprach viel, und in der Selbst-Gefälligkeit, Alles um sich her lustig zu machen, kamen seine Scherze auch auf die Religion. Die Braut verwies es ihm liebreich; er aber lehnte den Verweis mit dem Tone des Weltmannes ab, der nicht so kleinstädtisch scheinen will, auf Gott und Religion zu achten. Das Mädchen erschrak, faßte sich aber sogleich, und sagte: „Von diesem Augenblicke an, da ich bemerke, daß Ihnen die Religion nicht ehrwürdig ist, bin ich nicht mehr die Ihrige; wer Gott nicht liebt, kann seine Frau nicht redlich lieben.“ Und dabei blieb sie standhaft. Umsonst wollte jetzt der Bräutigam Gefühle für Religion und Unschuld heucheln, sie verabscheuete ihn nur desto mehr; umsonst versuchten die Aeltern, die Sache beizulegen: das Mädchen blieb bei ihrem Entschluße, und die Obrigkeit und alle Rechtschaffenen, die es hörten, billigten ihre Grundsätze. Denn es ist eine durch Erfahrung erprobte Wahrheit, daß ohne wahres, tiefes Gefühl für Religion und Tugend, ohne feste religiöse Grundsätze, keine enge Verbindung zwischen mehreren Personen, am wenigsten das engste, heiligste Band in der menschlichen Gesellschaft, die Ehe, weder diejenige Festigkeit und Dauer erhalten, noch das Glück und den Segen zur Folge haben könne, die man sich davon verspricht.

### 13. Dankbarkeit gegen Gott.

„Ueberall gibt es gute Menschen“ — sagte einst ein katholischer Geistlicher, der sich aus

eigenem Berufe nach Westindien unter die Wilden begeben hatte, um sich besser und glücklicher zu machen, — zu einer Dame unter andern Gesprächen — „das habe ich unter meinen Wilden gelernt. Einst gegen Abend“ — fuhr er zu erzählen fort — „als ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurückkehrte, hörten wir, am Eingange eines Waldes, die Stimme eines Jammernden; wir gingen ihr nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfänglich wollte er uns nicht antworten, ob ich ihn gleich in seiner Landessprache anredete. Endlich sagte er mit einer kläglichen Stimme: „Ach! heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf, und hoffte nach meiner Heimath zu kommen; aber ich habe mich verirrt; es wird schon dunkel, ich bin müde, nun muß ich hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib! Meine armen Kinder!“ Uns jammerte seiner; ich bat ihn mitzugehen. — „Aber du kennst mich nicht!“ — erwiederte der Wilde. „Ich brauche dich nicht zu kennen — sagte ich — „komm!“ — und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß nur eine dünne leinene Wand zwischen uns befindlich war. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusche, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde, die Furcht ergriff mich. Ich horchte genau, und erkannte bald, wie un-

recht ich ihm gethan, daß ich mich vor ihm gefürchtet hatte. Nie werde ich vergessen, was ich von ihm sah und hörte. Der Wilde lag auf seinen Knieen und betete. Sein Gebet war ungefähr Wort für Wort folgendes: „O Gott! ich danke Dir, daß Du auf meinem Wege die Sonne mir hast leuchten lassen, ich danke Dir dafür, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir keiner meiner Feinde begegnet ist. Ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen sich einst auf Reisen befinden: so laß ihnen auch Deine Sonne leuchten, nehme sie in Deinen Schutz gegen Schlangen und wilde Thiere, und gegen ihre Feinde! Und wenn sich einer von ihnen verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt!“ So war sein Gebet, und das meinige war: „Gib mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in Deinem Paradiese!“

## 14. Dank für göttliche Hilfe.

Vor mehreren Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgsgegenden ihres Vaterlandes (welche die Alpen heißen, und wovon die höchsten oben mit beständigem Eise und Schnee bedeckt sind) — und nahmen einen alten, der Gegend kundigen Mann zum Wegweiser mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die pfadlose

Straße über die Gletscher auf der Limmeralp zu zeigen, bemerkten sie unvermuthet eine Thräne in seinen Augen. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — „Gottesvergessen wäre ich“ — sprach er — „wenn ich jemals an dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar Seiner mir hier erwiesenen Hilfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher (Eisberge) — sehet ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? es ist ein Firnspalt (ein Graben, wo das Eiswasser oft viele Klafter tief unter den Schneebergen hinläuft). Ihr denket wohl, durchaus und ohne Rettung muß derjenige verloren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen fürchterlichen Schlund hinunterstürzt? Nun hier, auf diesem Gletscher und in diesem Graben, würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm, durch ein Wunder beinahe, wieder aus demselben herausgezogen. Zwei Gefährten und ich jagten hier auf diesen Bergen einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit frischem Schnee bedeckt, und eben, da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beiden Eiswänden fest hielt, so daß ich noch über dem Eis-

wasser schwebte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von der Ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, Alles zu meiner — obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. — Hilfsbegierig liefen nun die Lieben fast so schnell als die Gemsen, eine Meile weit, zu der nächsten Sennhütte zurück, während ich zwischen Furcht und Hoffnung, auf meine ausgebreiteten Arme und Schenkel an die Felswände gestützt, über dem Wasser schwebte. Ich sank aber alle Augenblicke tiefer; schon war ich bis an die Kniee in den Eisstrom gesunken, war von dem Drucke der Luft beinahe erstickt, und vor Kälte fast erstarret, und erwartete nichts anders als den Tod. Nach Verfluß einiger Stunden hörre ich meine Gefährten mir zurufen. Auf meine Antwort ließen sie mir einen Strick herunter, den sie, in Ermangelung eines Seiles, in einer benachbarten Hütte aus einer in Riemen geschnittenen Bettdecke zusammengeknüpft hatten. Mit vieler Mühe band ich mir denselben endlich um den Leib. Nun zogen sie mich mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen erreichen konnten; aber plötzlich zerriß der Strick, und ich, mit dem einen Theile des Strickes um den Leib, glitsche unaufhaltbar eben so tief als vorher, in die Firne hinunter. Jetzt war die Noth aber noch größer, nicht nur weil der Strick um so viel kürzer geworden war, sondern weil ich auch noch bei diesem zweiten Falle meinen Arm entzwei gebrochen, und also um so viel kraftloser ge-

worden war, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beitragen. Allein noch entfiel weder meinen Gefährten noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal entzwei, und verlängerten so den Rettungsstrick. Dann warfen sie mir denselben zum zweitenmal hinunter; und ich, von Gott gestärkt, war auch mit gebrochenem Arme lenksam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Und mit diesem noch schwächern Stricke waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. Und sollte ich denn wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hilfe vergessen, und nicht, so oft ich an dieser Stelle vorbeigehe, dem Herrn meinem Erretter, eine dankbare Thräne zum Opfer bringen?« — Gerührt dankten die jungen Schweizer ihrem frommen Landsmanne für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß die Vorsehung frommen Muth und dienstfertige Entschlossenheit nie verläßt!

## 15. Standhaftigkeit eines Knaben.

Augustin Parma, aus dem Genuesischen, ging als ein 15jähriger Jüngling zur See, wurde mit seinen Schiffsgefährten von einem algierischen Seeräuber weggenommen, und von diesem an einen türkischen Kaufmann zu Konstantine, einer großen Stadt im Königreiche Algier, verkauft. Dieser Kaufmann gab sich alle

Mühe, den Knaben zur muhamedanischen Religion zu bewegen, und wollte ihn deßwegen nach Mekka führen, einer berühmten Stadt im glücklichen Arabien, wohin, als dem Geburtsorte Muhameds, die Muhamedaner wenigstens Einmal in ihrem Leben wallfahrten. Der Knabe aber kam unterwegs, zu Cairo in Aegypten, in Bekanntschaft mit einem Christen, der seine Sprache verstand. Diesem offenbarte er sein Unglück, und zugleich sein festes Vorhabeır, auch bei Verluste seines Lebens der christlichen Religion treu zu bleiben. Durch diesen guten Freund wurde der Knabe bei dem Vorsteher des Mauth- und Zollwesens bekannt, dem seine Glaubens-Standhaftigkeit sehr wohl gefiel, der ihn deßwegen lieb gewann, und von dem Algierer Kaufmann loskaufen wollte. Ehe dies aber vor sich ging, wendete der Kaufmann alles Mögliche an, um den Knaben zum Abfall von seinem Glauben zu bewegen. Anfänglich wurden ihm Geld, Kostbarkeiten und noch mancherlei andere Geschenke angeboten, die er aber alle ausschlug: hierauf versuchte man ihn durch Drohungen dahin zu bringen, zuckte einen bloßen Säbel gegen ihn, und kündigte ihm den Tod an. Aber auch dies war vergebens. Der Kranke streckte willig seinen Hals dar, und bezeugte, daß er lieber sterben, als seinen Glauben abschwören wolle. Da nun der türkische Kaufmann nichts mit ihm ausrichten konnte, wollte er doch wenigstens einigen Nutzen von ihm ziehen, und verkaufte ihn dem Obermauth-Beamten für fünfhundert Zechinen (oder Dukaten), der ihn sodann zu sich in sein

Haus nahm, ihn wohl hielt, und in der arabischen Sprache unterrichten ließ.

## 16. Standhafte Ausübung der christlichen Religion.

Zur Zeit des Königes Canut von Dänemark, welcher, bei der erlangten großen Macht, in seinem Reiche das Christenthum und eine größere Kultur zu verbreiten suchte, brachte Schleswig einen Mann hervor, der es verdient, nie vergessen zu werden, so lange noch Eifer für Religion unter die vornehmsten Tugenden gerechnet zu werden verdient. Dies war Ansver, ein Sohn Aswalds, der zu den angesehensten Männern des Landes gehörte. Obschon ihm bei seinem großen Reichthume, alle Vergnügungen der Sinne zu Gebot standen, so wählte er doch freiwillig den Beruf eines Verkündigers des Christenthums unter den Heiden. Seine Aeltern suchten ihn von diesem Vorsatze abzubringen, da jener Beruf bei der damals noch herrschenden wilden Denkungsart mit großen Gefahren verbunden war. Allein Ansver folgte seiner Ueberzeugung und begab sich in das Kloster zu Ratzeburg, dessen Mönche größtentheils kundige Religions-Lehrer waren, und sich, ohne Rücksicht auf irdische Vortheile eifrigst bemühten, ihre Landsleute mit den heilsamen Wahrheiten des Christenthums bekannt zu machen. In kurzer Zeit zeichnete sich Ansver vor seinen Ordens-Brüdern durch Kenntniße, Rechtschaffenheit und Thätigkeit aus. Er predigte dem Volke in den umherliegenden Orten, und hatte die Freude,

manche Seele für die himmlische Lehre Jesu zu gewinnen. Aber nicht lange, so verschwand die Ruhe, welche die Christen einige Zeit genossen hatten, als die wilden slavischen Völker in das Land kamen, und die Christen ganz auszurotten suchten. Sie bestürmten auch das Kloster, ergriffen Ansvern und seine Gehilfen, und schleppten sie heraus, um sie zu steinigen. Als Ansver sah, daß hier keine Rettung zu hoffen war, bat er seine wüthenden Feinde nur noch um den Gefallen, daß er zuletzt hingerichtet werden möchte. Es wurde ihm gewährt. Ansver nützte diese wenigen Augenblicke, um seine leidenden Brüder zur standhaften Ergebung in den Willen Gottes zu ermuntern. Als keiner mehr übrig war, knieete er selbst hin, breitete seine Hände gen Himmel, und ließ sich tödten, ohne in seinem Glauben und seiner Christen-Hoffnung zu wanken.

## 17. Macht der christlichen Religion.

Der französische Admiral Colligny war den größern Theil seines Lebens hindurch eifrigst bemüht, seinen Glaubens-Genossen von der evangelisch-protestantischen Religion, die er als die wahre erkannt hatte, Sicherheit zu verschaffen. Er duldete für sie unzählige Gefahren und Mühseligkeiten, und opferte ihretwegen zuletzt sein Leben auf. Kurz vor der schauerlichen Bartholomäus-Nacht wurden fünf Kugeln aus einem Fenster auf ihn geschossen, eine davon traf einen Finger seiner rechten Hand die beiden andern gingen durch den Arm. Als der Wundarzt die schmerzlichste Operation mit ihm vornahm, rief

der Admiral seinen wehmüthig theilnehmenden Freunden zu: „Warum weinet ihr, meine Freunde? Ich schätze mich selbst für glücklich, daß ich diese Wunden, meines Gottes wegen an mir trage; diese Wunden sind ein Segen Gottes. Ich preise die Regierung meines Gottes, dem es gefallen hat, mich so zu ehren und mich einigen Schmerz um der Religion und Wahrheit willen leiden zu lassen. Laßt uns Ihn bitten, daß Er mich geschickt mache, bis ans Ende standhaft zu seyn!“ Als die Mordnacht hereinbrach, kam einer seiner Bedienten in's Zimmer und sagte ihm: „Mein Herr! Gott ruft uns zu sich; man ist in das Haus eingebrochen, und es ist nicht möglich, Widerstand zu leisten.“ Der Admiral antwortete hierauf: „Ich habe mich schon lange auf meinen Tod gefaßt gemacht, sorgt ihr also nur für eure Sicherheit, so gut ihr könnet! Mein Leben würdet ihr vergebens zu retten suchen; ich empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes.“ Indem er dies sprach, bemerkte man in seinem Gesichte so wenig Unruhe, als wenn gar nichts ausserordentliches vorgefallen wäre. Jetzt trat ein Soldat, Namens Böhmer, in das Zimmer des Admirals. Er fand ihn sitzend, und fragte ihn: ob er der Admiral wäre? „Ich bin es“ — antwortete er mit einem gesetzten Muthe, — „aber du junger Mensch, solltest für meinen eisgrauen Kopf und für mein Alter Achtung haben!“ Der rohe Mensch, der sich durch diese rührende Anrede nicht bewegen ließ, hieb ihn mit seinem Schwerte. Cosseins, der Anführer der Mörder, kam mit

den übrigen hinzu, und tödtete ihn mit vielen Wunden. Einer von den Mördern gestand nachmals, daß er nie einen Menschen den Tod mit solcher Standhaftigkeit habe erdulden sehen.

## 18. Der Märtyrer Ignatius.

Ignatius, ein Schüler des heil. Apostels Johannes und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte mit Ketten beschwert über 400 Meilen weit, nämlich von Antiochien nach Rom reisen, wo er am 20. December 107 n. Chr. G. auf Befehl des Kaisers Trajan den Löwen vorgeworfen wurde. Vor seiner Hinrichtung wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um diesen frommen, ehrwürdigen Greisen zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter andern befahl Trajan: „thut ihm seine Hände auf, und füllet sie mit Feuer, laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen!“ Hierauf gab Ignatius die Antwort: „Weder brennendes Feuer, noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir erlöschen.“ — In einem der sieben Briefe, die er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinen schrieb, liest man folgende rührende Stelle: „Preiset Gott durch Christum, daß er den Bischof in Syrien (er meinte sich selbst) hat wollen hervorsuchen zum Märtyrer-Tode. Es ist besser sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem Herrn verlangt mich, nach Jesu Christo dem Sohne Gottes, denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Ich bin

jetzt noch ein Knecht, wenn ich aber werde ein Märtyrer geworden seyn, da werde ich ein Freier Jesu Christi.«

## 19. Wahre Ehrliebe.

Der berühmte holländische Admiral Ruyter, von armen Aeltern geboren, war in seiner Jugend ein Bootsjunge; durch die gute Anwendung seiner natürlichen Talente und die große Geschicklichkeit im Seewesen, die er sich erworben hatte, stieg er aber von einer Stufe der Ehre bis zur andern, und endlich bis zur Admiralstelle, mit welcher der Rang eines Herzogs verbunden war. Unter seinen vortrefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften glänzte die Tugend der Tapferkeit in ihrem hellsten Lichte; er focht im Streite mit Löwenmuthe, und selbst seine Feinde konnten auf ihn nie auch nur einen Schatten von Zaghaftigkeit werfen. Aber auch er erfuhr das Schicksal so mancher von äußerem Glücke begünstigten Männer, daß er eine große Anzahl von Neidern hatte. Einem derselben, einem Schiffs-Kapitän, der die Fechtkunst nur darum gelernt zu haben schien, um kunstmäßig morden zu können, fiel endlich der Kunstgriff der Raufbolden ein; er beschuldigte Ruytern einer Beleidigung und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Dies geschah im Jahre 1643, da er schon Commandeur eines Schiffes war. Ruyter erschien auf diese Ausforderung nicht. Es ist ein, leider! noch immer herrschendes Vorurtheil, daß die Rettung der militärischen Ehre das Duell verlange, — und hiebei bedenkt man nicht, wie frevelhaft

man gegen den Schöpfer und Erhalter unsers Lebens handelt, wenn man seinem von einem Fehler übereilten Mitbruder den Stahl in die Brust stößt, ein schuldloses Weib zur Wittwe, und ihre unglücklichen Kinder zu Waisen macht, und so als Menschenmörder in die Hände des ewigen Richters fällt. — So meinten auch Ruyters Freunde, daß er Mangel an Herzhaftigkeit beweise, wenn er nicht erscheinen würde. Dieser große Mann antwortete ihnen aber mit edler Festigkeit: „Ich bin gewohnt, auf Befehl meines Vaterlandes zu fechten; und dann erfülle ich meine Schuldigkeit aus allen meinen Kräften; komme ich dabei um, so falle ich in meinem Berufe, und weiß, daß es wohl um meine Seele steht. Aber wie, wenn ich nun in eigener Rache meinen Tod finde, da mir dieselbe bei Verlust meiner Seligkeit verboten ist?“ — Er unterwarf hierauf die Sache seinen Vorgesetzten, und diese erhielten ihn natürlicher Weise bei seinem Ansehen und in seinen Würden. Vorher hatte sich Ruyter vorgenommen, den Seedienst aufzugeben; nun aber ließ er sich bewegen, ferner Leib und Leben für's Vaterland zu wagen, und trat seinen nächsten Zug als Befehlshaber einer großen Flotte an.

## 20. Festigkeit des Charakters in Ausübung der Menschenliebe.

Eifer und Standhaftigkeit in Beförderung des Guten, die sich durch die größten Hindernisse nicht schwächen lassen, die aller Gefahren und Beschwerden nicht achten, und sie zuletzt rühmlich überwinden, sind Kennzeichen einer wahren See-

lengröße, nach welcher der Christ unablässig trachten muß. Hans Egede, der im Jahre 1758 als Superintendent der grönländischen Mission starb, hatte den Entschluß gefaßt, den Grönländern richtige Begriffe von dem Wesen der Gottheit beizubringen und sie zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen. Er blieb auch diesem Vorsatze mit einer fast beispiellosen Beharrlichkeit treu. Zwar traten manche Umstände ein, die ihn hätten furchtsam und von seinem Vorhaben abwendig machen können: allein er achtete derselben nicht, sondern verblieb auf dem, was er einmal bei sich beschlossen hatte. Nicht Spott und Lästerungen konnten ihn davon abwendig machen; — nicht langwierige, vergebliche Bemühungen, nicht die Fehlschlagung seiner Bitten und Vorstellungen bei dem Könige und dem Missionskollegium, nicht das Gerüchte, daß ein norwegisches Schiff an der grönländischen Küste im Eise verunglückt seye, und die Leute sich mit dem Boote ans Land geflüchtet hätten, und von den Wilden todt geschlagen und verzehrt worden seyen. Ueber zehn Jahre lang kämpfte er, bei standhaftem Eifer, mit vielen Widerwärtigkeiten und Hindernissen, bis er seine Absicht zu seiner größten Freude erreichte. Er that alles Mögliche, um die Sprache der Grönländer zu lernen, und hielt sich im Winter 1722 mit seinen beiden jüngern Söhnen in ihren Hütten auf. Der Aufenthalt in denselben war ihm, als einem Fremden, äußerst beschwerlich und unangnehm. Aber weder das Ungeziefer und der üble Geruch von den vielen Thranlampen, die dergleichen

Winterwohnungen sowohl hell als warm machen müssen, und Tag und Nacht fort brennen; noch die unwissenden wilden Menschen selbst, die hier in großer Anzahl beisammen wohnen, und eine sehr unsaubere Wirthschaft führen, konnten Egedens Eifer schwächen, in seiner Arbeit und Bemühung, den Grönländern bessere Begriffe und Gesinnungen beizubringen, und sie zum christlichen Glauben zu führen, unverdrossen fortzufahren. Und als im Jahre 1734 die Kinder-Blattern eine sehr starke Verheerung in Grönland anrichteten, so nahm er nicht nur von den unglücklichen Einwohnern so viele auf, als seine Zimmer fassen konnten, sondern ging selbst, so wie seine Frau, bei ihnen herum, und pflegte, ermunterte und tröstete sie in ihrem Elende. Viele starben an seiner Seite, und oft mußte er in der Nacht aufstehen, und selbst die Leichen herausschleppen, um nur nicht vom Gestanke umzukommen; dessen ungeachtet vermochte er es nicht über sich, irgend einem seine Hilfe zu versagen. So viel Menschenliebe rührte die Herzen dieser Heiden, und sie fingen an, aus den Handlungen dieses braven Missionärs den hohen Werth der christlichen Religion einzusehen, die er bisher ohne Erfolg verkündigt hatte.

## 21. Muth im Unglücke.

Auch die schwersten Leiden werden durch Geduld leicht zu tragen. Welch' eine große Thorheit ist es daher, wenn manche Menschen wähnen, ihre Leiden seyen unerträglich schwer, und wenn sie darüber in Verzweiflung gerathen, oder

wohl gar ihrem Leiden durch den Tod ein Ende machen wollen! — Ein armer Taglöhner ging im Winter 1762 früh Morgens in dem Gehölze des zu London gehörigen Hyde-Parkes umher, und sammelte altes abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit einer traurigen unruhigen Miene auf und nieder läuft. Der Taglöhner hält ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweikampfe hier eingefunden hat, und verbirgt sich hinter einer Eiche. Der Unbekannte nähert sich mit einem Blicke, der schon voraus seinen verzweifelten Entschluß zu verrathen scheint, zieht nun seine Pistole aus der Tasche, besieht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf die Erde, setzt sich ins Gras, legt die Mündung der Pistole an's linke Auge, und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung los. Der Schuß versagt. — Nun springt der arme Mann hinter der Eiche hervor; er hatte das Vorhaben des Unbekannten entdeckt, und schauderte, den zweiten Versuch abzuwarten. — Schon den ersten würde er verhindert haben, wäre nicht die Ausführung des Frevels zu schnell der Vorbereitung gefolgt. Er fällt ihm in die Arme, und windet ihm die zweite Pistole aus der Hand, ehe er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese ungebetene Entwaffnung, greift nach dem Degen, um seinen Erretter niederzustoßen; dieser weicht nicht aus, sondern bleibt in vollkommener Fassung vor ihm stehen. „Stoße nur zu!“ — ruft er — „ich fürchte den Tod eben so wenig als du, aber an Geduld und Muth übertreffe

ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Armuth und Kümmerniß, habe ein Weib, deren Glieder von der Gicht gelähmet sind, und fünf nackte, hilflose Kinder, die nach Brod schreien, das ich ihnen doch nicht geben kann; aber Gott will ich's überlassen, meinen Leiden ein Ende zu machen, und nicht selbst das Joch des Elendes zerbrechen, das Er mir aufgelegt hat!« Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeit lang stehen, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor, und gab sie dem Armen. Er ließ sich hierauf von demselben seinen Namen sagen, versprach geduldig wie er zu werden, und die Last, die ihm auferlegt war, ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert oder abgenommen würde.

## 22. Geistesgegenwart eines Knaben.

James Browne (Tschäms Braun), der Sohn eines reichen Pächters aus einer Provinz in England, war gewohnt, in die benachbarte Stadt zu gehen, und seines Vaters Viktualien-Handel zu besorgen. Räuber machten damals jene Gegend unsicher. Der 12jährige Knabe aber bewies eine in seinem Alter ungewöhnliche Klugheit, um sich von der Gefahr, beraubt zu werden, möglichst zu schützen; sorgfältig steckte er die großen Gold- und Silbermünzen bei Seite, und zeigte unterwegs nur das kleine Silber- und Kupfergeld. Einst, an einem schönen Frühlingsmorgen, ging er aus; kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Sammler (so nennt man in England diese Art Räuber) ihm

den Geldbeutel abforderte. Der junge Reisende scheint bestürzt, bebt zurück, schreit, weigert sich; der Räuber setzt ihm zu, und droht. James Browne stellt sich, als ob er sich fürchte, fährt mit der Hand in die Tasche, in der sich die Kupfermünze befand, wirft eine große Handvoll über einen kleinen Graben, und sagte zu dem Räuber: „Weil du mir mein Geld abnimmst, so gib dir wenigstens auch die Mühe, es zusammenzulesen.“ Dieser setzte gar kein Mißtrauen in den kleinen jungen Menschen, der allein und kraftlos war, stieg ab, und wollte nun geschwind das Geld zusammenraffen. Allein, während er mit dem Zusammenlesen beschäftigt ist, schwingt sich James Browne mit Leichtigkeit auf des Räubers Pferd, entflieht im gestreckten Gallop, und entschwindet dessen Augen. — So wußte dieser junge Engländer durch eine sehr zu rechter Zeit angebrachte Geistesgegenwart sein Leben und seine übrige Baarschaft in Sicherheit zu bringen.

## 23. Jugendliche Entschlossenheit.

Der dänische Schiffs-Kapitain Isbrand Bontekue war auf einer von Wilden bewohnten Insel zu tief in's Land hinein gekommen, und dadurch von seinen Leuten getrennt worden. Er fand am Ufer einen Haufen Indianer, welche heftig mit einander stritten, und wie es schien, sich berathschlagten, ob sie ihn greifen, oder gehen lassen sollten. Er nahm mit Entschlossenheit zwei aus dem Haufen bei den Armen, und führte sie, wie wenn er ihr Herr wäre, nach dem Boote zu, daß sie mit ihm fahren sollten. Sie hatten

ein fürchterliches Aussehen; doch ließen sie sich bewegen, und stiegen mit in das Boot; der eine saß hinten, der andere vornen, jeglicher mit einem Ruder, und stachen ab; jeder von ihnen hatte ein Kiß an der Seite, welches ein Gewehr ist wie ein gekrümmter Dolch. Als sie eine Weile gefahren hatten, kam der Hinterste zu ihm (denn Bontekue saß mitten im Schiffchen), und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er Geld haben wolle. Bontekue griff in die Tasche, langte einen Thaler heraus, und gab ihm denselben. Der Wilde steht stille, betrachtet das Geldstück, weiß nicht was er thun soll, nimmt es endlich, und bindet es in ein rothes Tüchlein, das er um seinen Leib gewunden hatte. Der im Vordertheile des Schiffchens stehende Indianer, als er sah, daß sein Geselle etwas bekommen hatte, kam hierauf ebenfalls zu Bontekue, und bedeutete ihm, daß auch er etwas haben wollte. Bontekue gab ihm ebenfalls ein Stück Geld. Auch dieser Wilde stand, und sah das Geld an, wie wenn er im Zweifel wäre, ob er es nehmen, oder den Europäer angreifen sollte. Dieß letztere wäre ihnen sehr leicht geworden; denn jeder von ihnen war bewaffnet, und Bontekue hatte gar kein Gewehr. Als sie ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fiengen sie an zu rufen, und heftiger untereinander zu reden. Es schien allen ihren Zeichen nach, daß sie ihn umbringen wollten. Bontekue hatte äusserst bange, und bat Gott, daß er ihm Verstand geben möchte, in dieser Verlegenheit zu thun, was das Beste wäre. Plötzlich kommt es ihm vor, als

wenn ihm einer sagte, daß er singen sollte; dieß that er auch wirklich, und fieng an, zu singen, daß es durch Berg und Thäler erschallte. Ueber diesem Gesange erhuben nun die beiden Indianer ein lautes Gelächter, daß man ihnen dabei in die Kehle sehen konnte; übrigens thaten sie ihm nichts zu Leide. Unterdessen war Bontekue mit seinem Boote glücklicherweise so weit gekommen, daß er seinen Leuten zurufen konnte, daß sie zu ihm eilen sollten, die ihm auch sogleich entgegenkamen.

## 24. Durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit läßt es sich weit bringen.

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem badischen Dorfe im Murgthale, zeichnete sich so sehr durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er seinen Eltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein gutes Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe, das Haus seiner Eltern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur“ — sagte er — „so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen!“ — Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottemann an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichsthaler an

Geld, ein abwerkenes Hemd, Kittel und Hosen von Zwilch, ein Brusttuch und ein schwarzer Halsflor waren sein ganzer Jahreslohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem würtembergischen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen! Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand dieser Versuchung, und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt 6 Körbe voll, von denen er 5 nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter im Murgthale wurde. Nun trat er seinen Dienst an, und erlernte das Nöthigste vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn hierin Niemand übertraf. Denn, als er schon holländischer Faktor war, und sich nicht mehr mit Holzhauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber gesprochen, wie viel Zeit wohl erfordert würde, eine Eiche, vor der sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeitbestimmung eines andern, und setzte dazu eine so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der

Fremde eine ansehnliche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die Axt, und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte. — Nicht lange hatte er seinem Vater beigestanden, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte, und ihm viele Sorgen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwestern verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer zu Buchenbronn zum Meisterknechte beim Holzfällen angestellt worden war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer und verschaffte ihm durch Geldvorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann. Aber auch Berger starb bald; doch empfahl er ihn noch sterbend seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhringer, in seinem 21sten Jahre, als Meisterknecht anstellte. In diesem seinem Dienste besorgte er die Geschäfte der Holländer so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringerischen Spedition, in's Land, lernte Anton's Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privatgeschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete, so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahrgehalte von 500 Rthlr. (900 Gulden). Nun hatte er Gelegenheit, sein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz, und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß

er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bei dem damaligen Bischofe zu Speyer, und verkaufte ihm für viele tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Kurpfalz, Zweibrücken, dem ehemaligen Bisthume Strasburg, den vorderösterreichischen Ständen, und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabei versäumte er aber seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor, und pachtete mehrere Ländereien. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwender mit Franziska Wolfin von Oberweiher verehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm eines Sinnes war, nnd deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhaftesten Andenken steht. Er zeugte zwölf Kinder mit ihr, wovon noch drei leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lumpin, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, seine zweite Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte, und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schiffahrt oder an der Holzhandelgesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun war er Ortsvorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Oberschultheis, welche Stelle er vierzig Jahre ver-

waltete. Wohlthätig waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reißenden Murgstromes Grenzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potaschensiedereien und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, bauete darauf eine schöne Glashütte, und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägmühle.

Der jetzige Amalienberg, sonst Hilver genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein furchtbarer, äußerst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Fruchtgegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit hergeholter Erde drei Ellen hoch überfahren; Apfel-, Birn-, Kirschen-, Pflaumen- und Nuß-Alleen wechselten mit Aeckern und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Hauptfels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechs und dreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern, und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vortheil diesen Felsen zu Terrassen ebnen, auf welchen jetzt die herrlichsten Weinstöcke prangen. Die ganze Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweite Gattin von seiner Seite, mit der er in 18 Jahren zwölf Kinder gezeugt hatte. Maria Anna Futterin, eine Bürgerstochter zu Gaggenau, die er in sei-

nem Dienste als eine thätige Wirthschafterin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin. Von den mit ihr erzeugten 6 Kindern leben noch drei. Das Selbstbewußtseyn, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen, und dabei so vielen, meist armen Personen, durch Arbeit Brod und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich belohnt haben; aber er wurde auch von seinem Fürsten dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittibte Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berganlagen, und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der edle, nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friedrich, selbst äußerte über diese Anlagen sein herzliches Wohlgefallen, und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Oekonomie-Rathes. Mehrere Jahre nach einander wurde nun dies Gut der Sommeraufenthalt der badenschen Herrschaften. Das Ende seiner irdischen Laufbahn nahete, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenalb einen Kontrakt über den Scheiter- und Floß-Holzhandel. Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwellungen so einrichten, daß nunmehr auf demselben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen kön-

nen. — So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 326 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen baute, und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne jedoch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrei ohne Verschwendung. Nicht leicht verging eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bei ihm gehabt hätten. Ungeachtet der edlen Genüße, und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachten, und ungeachtet der großen Kriegslasten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünderungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 150,000 Rthlr. (270,000 Gulden). Er endete seine rastlose und merkwürdige Laufbahn am 4. Mai 1803 in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

## 26. Lohn der Genügsamkeit.

Ein englischer Bischof hatte die schöne Gewohnheit, die in der Stadt und Gegend, worin er lebte, befindlichen Armen wöchentlich zweimal zu sich in seinen Pallast kommen zu lassen, und solche, nach ihren mannigfaltigen Bedürfnißen, mit Rath und That zu unterstützen. Ermuntert durch den Ruf von seiner Großmuth fand sich einst eine arme Wittwe mit ihrer

einzigen 13jährigen Tochter, die eine sehr angenehme Bildung hatte, in seinem Pallaste ein. Als die Reihe, vorgelassen zu werden, an sie kam, und dem Bischofe, da er sie bemerkte, ihre anständige Miene, und die bescheidene Demuth der jungen Person auffiel, so ermunterte er sie mit einem Tone, der fähig war, sie dreist zu machen, ihm zu sagen, ob er ihnen in etwas dienen könnte. Erröthend und mit Thränen redete ihn hierauf die Mutter folgendergestalt an: „Mylord! Durch wiederholte Unglücksfälle, welche zu erzählen — zu weitläufig wären, sehe ich mich dahin gebracht, daß ich, weil ich meine schuldige Hausmiethe von 5 Guineen (55 Gulden) nicht bezahlen kann, befürchten muß, noch vor der Nacht aus meinem Logis verjagt, oder aber in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu werden, daß ich mich entschließen muß, meine einzige Tochter dem Hausbesitzer, der ein bösartiger Mann ist, und mein liebes Kind unglücklich machen würde, zur Frau zu geben, indem er das von mir verlangte. Sie ersuche ich also, Mylord! sich Ihres geheiligten Ansehens zu bedienen, bis wir das schuldige Geld durch unsern Fleiß werden erworben haben.“ Hingerissen von Bewunderung über die Tugend und Uneigennützigkeit der armen Wittwe, bat sie der Bischof, Muth zu fassen. Er schrieb hierauf ein Billet, welches er der Wittwe zustellte, mit dem Zusatze: „Gehen Sie mit diesem Zettel zu meinem Haushofmeister, der Ihnen 5 Guineen zur Bezahlung Ihrer Hausmiethe zustellen wird.“ Voller Freuden stattete sie ihrem großmüthigen Wohlthäter tausendfältigen Dank ab, ging ge-

rades Weges zum Haushofmeister, und übergab ihm das Billet, worauf ihr derselbe 50 Guineen auszahlte. Erstaunend fragte ihn die Wittwe, was das zu bedeuten habe, und weigerte sich, mehr als 5 Guineen anzunehmen: „denn nur um so viel“ — sagte sie — „habe sie den Bischof gebeten, und sie seye versichert, daß er sich geirrt habe.“ — Der Haushofmeister bestand hingegen auf seines Herrn Befehl, den er in dem ihm übergebenen Zettel desselben deutlich ausgedrückt fand. Allein alle Gründe, deren er sich bediente, waren nicht hinreichend, sie zu bewegen, mehr als 5 Guineen anzunehmen. Er erbot sich daher, um dem Streite ein Ende zu machen, mit ihr zum Bischofe zu gehen, und es ihm zu melden. Nachdem sie zu dem freigebigen Bischof gekommen waren, und er völlig von der Sache unterrichtet war, sagte er: — „Es ist wahr, ich habe mich geirrt, als ich 50 Guineen schrieb; geben Sie mir den Schein, ich will ihn ändern.“ Er schrieb hierauf einen andern, den er der Wittwe mit diesen Worten übergab: „So viel Aufrichtigkeit und Tugend verdient eine Belohnung, hier ist meine Ordre, Ihnen fünfhundert Guineen auszubezahlen; gehen Sie geschwind, bezahlen Sie Ihren Hauswirth, und verlassen Sie ihn; befriedigen Sie Ihre Gläubiger (denn man hat deren immer welche), und mit dem Uebrigen statten Sie einst Ihre Tochter aus!“

## 27. Edle Einfachheit Peter des Großen.

Peter der Große, der im Jahre 1689 den russischen Thron bestieg, war ein unterneh-

mender Mann, der viele nützliche Kenntniße des Auslandes selbst zu erlernen suchte, um seinen ungebildeten Unterthanen ein lehrreiches Beispiel zu geben. Zu diesem Zwecke reiste er nach Deutschland, Holland und England, machte sich hier mit den Künsten und Gewerben bekannt, und verpflanzte solche auf seinen vaterländischen Boden. Unter andern großen Städten besuchte er auch Amsterdam, wo er die Schiffsbaukunst erlernen wollte. Man bot ihm hier ein prächtiges Haus an, aber er wollte unerkannt bleiben und bezog daher in Saardam nur ein Häuschen an den Schiffswerften, das noch jetzt unter dem Namen Varstenborg, d. h. Fürstenburg, den Fremden gezeigt wird, kleidete sich wie ein Schiffs-Zimmermann in eine kurze Jacke von rothem Fries, und in weite Beinkleider von weißem Leinen, ging selbst auf dem Markt, um sich seine Lebensmittel zu kaufen, und kochte sie auf seinem kleinen Heerde. Darauf fing er an, alle Theile, die zu einem Schiffe gehören, wie ein Lehrbursche selbst zimmern zu lernen, wo er sich's gefallen ließ, von seinem Meister ein Junge, auch wohl ein ungeschickter Junge genannt zu werden; und eben der Mann, der jetzt in seinem Häuschen Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer schrieb, kam im nächsten Augenblicke mit dem Beile in der Hand heraus auf die Werfte, spaltete Bretter, zimmerte Mastbäume, nagelte Bolen aneinander, und knüpfte Seile und Segel. — So ließ er, der Gold und Purpur hatte, sich's nicht verdrießen, um seines Landes willen vom Throne herab in die Werkstätte zu steigen, und

freiwillig auf alle äußere Ehre, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten seiner Würde und seines Glanzes zu verzichten.

## 28. Gebückt! gebückt! oder: Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land.

Als ein Jüngling von 18 Jahren kam der in der Folge so berühmt gewordene Benjamin Franklin von einem nach Pensilvanien gemachten Ausfluge in seine Vaterstadt Boston zurück, und besuchte den damaligen Prediger Mather, der ihn sehr liebreich aufnahm, und beim Weggehen einen kürzern Weg aus seinem Hause führte.

Die Nebenthür aber war so niedrig, daß ein erwachsener Mensch sich bücken mußte, um nicht oben anzustoßen.

Franklin sprach während des Fortgehens mit seinem leutseligen Führer, und sah daher nicht aufmerksam vor sich hin. Gebückt! gebückt! rief auf einmal der Prediger; aber in dem Augenblick fühlte Franklin schon den Balken an seiner Stirne. „Merk er sich diesen kleinen Unfall!“ sagte jener. „Er ist jung und hat die Welt vor sich. Bück er sich auf dem Wege, und er wird sich manchen harten Puff ersparen.“ Diese Lehre machte bei dem jungen Franklin einen so tiefen Eindruck, daß er sich ihrer in einem Alter von 79 Jahren noch erinnerte, und sie einem Sohne des erwähnten Predigers mit folgendem Zusatz erzählte. „Dieser gute Rath Ihres seeli-

gen Herrn Vaters so in Kopf und Herz eingeprägt, ist mir ungemein nützlich gewesen; und noch jetzt fällt er mir gewöhnlich ein, wenn ich sehe, wie der Hochmuth so oft gedehmüthigt wird, und wie so mancher sich unglücklich macht, weil er die Nase zu hoch trägt.«

## 29. Christkindchens erster Traum.

Zu Nazarath, in der niedern Hütte, saß einst zur Zeit der Abenddämmerung Maria, die Mutter des Heilandes, und schaute mit süßem Wohlgefallen auf das geheimnißvolle, wunderbare Kind, das vor ihr auf einem Ruhebettchen schlummerte. Unfern von ihr stand Joseph, der Pflegevater des Herrn, und zu ihren Füßen saß Johannes, der künftige Täufer, und hatte in kindischem Spiele an einen Stab, den er in die Hände genommen hatte, ein Querstäbchen gebunden, so daß es das Ansehen eines Kreuzes hatte.

Lange ruhte das Auge der holden Mutter auf den Zügen des göttlichen Kindes, das in wunderbarer Herrlichkeit den Schlaf der Unschuld schlief, und tausend schöne Mutterhoffnungen, gestützt auf die empfangene Verheißung, erfüllten und bewegten ihre Seele. — Da bemerkte sie plötzlich einen hellen Schein um das Haupt ihres Lieblings, und als sie denselben genauer betrachtete, fand sie, daß es drei Lichtstrahlen waren, die nach verschiedenen Seiten hin in der Dämmerung sich verloren. Sie ahnete sogleich die Gegenwart himmlischer Wesen. Da aber alles um sie her stille war öffnete sie die heilige Schrift, welche vor ihr lag, und las die Stelle des Pro-

pheten (Micha V, 1—10.), auf welche sich ihre und ihres Volkes frohe Erwartungen gründeten. Was aber der Schein und die Lichtstrahlen bedeuteten, wurde ihr dort nicht enthüllt, und sinnend stützte sie ihr Haupt auf die Hand und versank, von mancherlei Gedanken bewegt, abermals in stille Andacht. — Da richtete der kleine Johannes, der bisher, nur mit seinem Spiele beschäftigt, ihrer nicht wahrgenommen hatte, sein seelenvolles Auge zu ihr empor und hielt ihr das Kreuzchen hin. Ein schneller Schmerz durchzuckte, gleich einem Blitzstrahle, die Seele der sinnenden Mutter; die Aehnlichkeit der drei Lichtstrahlen mit dem Kreuze fiel ihr auf; da sie aber weiter keinen Zusammenhang sah, so lächelte sie wehmüthig über die unerklärliche Empfindung ihres Herzens und beruhigte sich durch das Vertrauen auf den, dessen Verheißungen nicht trügen, und der seine Zusagen hält bis an das Ende der Tage.

Unterdessen erwachte das göttliche Kind aus seinem Schlummer, und als es die Mutter wahr nahm, streckte es seine Arme nach ihr aus und rief: „O, Mutter, welchen schönen Traum habe ich gehabt! Die Engel des Himmels schwebten auf silbernen Wolken zu mir hernieder und standen um mich her; an drei Seiten sah ich den Himmel offen; es war ein heller Glanz, gleich der Sonne und den Sternen, und zu meiner Rechten, zu meiner Linken und zu meinem Haupte kamen die himmlischen Heerschaaren herbei, und waren anzusehen wie ein Kreuz, immer mehr und immer mehr, — und ich lag in der Mitte

des Kreuzes. Sie alle standen still, und bewunderten und staunten vor mir, und bedeuteten sich untereinander, meinen Schlaf nicht zu stören. — O, es war schön, liebe Mutter; es war mir, als nähmen die Engel mich auf ihre Arme und trügen mich hinauf in den Himmel zu ihrem Vater und meinem Vater, — und da erwachte ich.« —

Mit gefalteten Händen hatte Maria der Rede des Kindes zugehört; nun aber hob sie ihr Auge zum Himmel empor und rief: „Herr wie du willst!« und das Kind sprach mit leiser kaum vernehmbarer Stimme: „Amen!«

Von diesem Augenblicke an wurde es dem Heilande immer klarer und gewißer, daß ein Kreuz das Ziel und die Bedeutung seines Lebens in sich fasse. Es war bei ihm entschieden, daß er sein Leben lassen müße zur Erlösung für Viele, und daß der Weg zu seiner Vollendung durch Leiden und Tod führe. Aber es war ihm auch nicht weniger gewiß, daß seine Todesstunde zugleich die Stunde seiner Verklärung und der Augenblick seines Scheidens ein Hingang zum Vater, und ein Aufschwung zur himmlischen Herrlichkeit sey. —

Wie er, so bewahrte auch Maria die Erinnerung an den wunderbaren Traum still in ihrem Herzen; aber lange noch schwankte ihr Geist über dessen Bedeutung, und sie gab sich noch manchmal der süßen Hoffnung hin, der geliebte Sohn werde den erloschenen Glanz des Hauses Davids wieder erneuern, und durch irdische Macht die Gewaltigen von den Thronen stoßen und die

Niedrigen erheben. Erst als sie auf Golgatha's blutigem Todeshügel unter dem Kreuze des Sterbenden stand, und der unendliche Schmerz zum zweitenmale ihre Seele gleich einem Schwerte durchzuckte, da ward es hell in ihrem Geiste über des Traumes Erfüllung. Ihr thränenvolles Auge blickte zu Gott empor, und sie stand in Ergebung, ruhig harrend des Ausgangs.

## 30. Joseph der Pompier.

Es gibt wohl keine furchtlosere und hilfreichere Klasse von Menschen, als jene Leute, welche, in Frankreich Pompiers genannt, überall, wo Feuer ausbricht, oder überhaupt ein öffentlicher Nothruf ertönt, ihren Muth so häufig bewähren, fast täglich eben so vielen Gefahren trotzen, wie auf dem Schlachtfelde, und damit die edelste Uneigennützigkeit verbinden. Einer der schönsten und bewunderungswürdigsten Züge solchen uneigennützigen Muthes fiel vor einigen Jahren in Paris vor. —

Unter den Pompiers einer Vorstadt hatte sich Joseph L... durch seltene Beweise von Muth und Geistesgegenwart schon oft ruhmvoll ausgezeichnet. Nicht nur bei Feuersbrünsten trotzte seine kühne Unerschrockenheit der augenscheinlichsten Gefahr, sondern auch durch seine große Geschicklichkeit im Tauchen hatte er schon häufig die Freude genoßen, ein Menschenleben zu retten.

Gegen Ende des Herbstes 1828 brach während der Nacht in den Magazinen eines Hauptlieferanten der königlichen Garde, des Baron Descarville, Feuer aus, und ergriff bald auch seine

prachtvolle Wohnung. Als Vater einer zahlreichen Familie dachte er vor Allem nur daran, seine Kinder zu retten, und hatte sie auch bereits glücklich den Flammen entrissen. Nur eines noch war in der Verwirrung vergessen worden, ein Mädchen von zwei Jahren, welches neben dem wohlverschlossenen Arbeitszimmer seines Vaters noch ruhig schlief, als er die Andern durch die Flammen trug. Plötzlich hört Joseph das Jammergeschrei dieses Kindes, stürzt rasch hinauf in jenes Zimmer, indem er die Thüre mit der Axt zerschlägt, und trägt es glücklich herab in die Arme des entzückten Vaters. Die dargebotene Belohnung schlägt er, treu seinem Befehle, aus, mit der Erklärung, er habe nur seine Pflicht gethan.

Als Joseph erzählte, daß er durch das Zimmer des Barons zu dem Kinde gelangt sey, erinnerte sich dieser, daß er daselbst, nebst andern Kostbarkeiten, noch vierzig Bankonten in einer Brieftasche zurückgelassen habe, und eilt dahin, um dieses in Sicherheit zu bringen. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er trotz allen Nachsuchungen keine Spur mehr von jener Brieftasche entdecken konnte! Ueberzeugt, daß niemand in sein Kabinet gekommen sey, als Joseph, blieb ihm nichts Anderes zu glauben übrig, als daß die Brieftasche in die Hände des Pompiers gefallen seyn müße, und obgleich es ihm sehr schwer fiel, den eines Verbrechens zu beschuldigen, welchem er für die Rettung seines Kindes so sehr verpflichtet war, so machte er doch sogleich dem Kapitän die Anzeige davon, und verlangte von ihm augenblickliche Untersuchung.

Der Kapitän, welcher Joseph schon lange kannte und sehr schätzte, wollte bei dieser wichtigen Sache mit aller Klugheit zu Werke gehen. Er gab daher dem Pompier ein Zeichen, und trat mit diesem und dem Baron in ein Zimmer. Als hier Joseph jene Anschuldigung gegen ihn vernahm, zitterte und erblaßte er, und konnte kein Wort über seine Lippen bringen. Kaum aber kam er von dieser Bestürzung zurück, welche der Baron für ein Zeichen der Schuld ansah, als er auch sogleich zu seiner Rechtfertigung verlangte, alle seine Kleider genau zu untersuchen. Dies geschah, und Joseph war gereinigt von der Beschuldigung, da keine Brieftasche bei ihm zu finden war. „Wahrlich“, sagte Joseph zu dem Baron mit funkelnden Augen, „nimmer hätte ich gedacht, daß Sie mir mit solchem Danke lohnen würden; aber schmerzt mich nun auch jener Verdacht, so muß Sie dieser Schmerz noch weit empfindlicher treffen; denn nimmer können Sie Ihr Kind wieder umarmen, ohne darüber zu erröthen, auf seinen Lebensretter einen unwürdigen Verdacht geworfen zu haben!“ Mit diesen Worten entfernte sich der entrüstete Joseph, ging in die Kaserne, und erzählte es seinen Kameraden, indem er, die Hand an dem Säbel, hinzufügte: „Nur die grauen Haare Descarvilles konnten mich zurückhalten, mir für eine solche Beleidung Genugthuung zu verschaffen.“

Hierauf verfloß ein Monat, und immer noch konnte sich der Baron nicht ganz von der Schuldlosigkeit Josephs überzeugen; immer stand ihm

noch jenes Erblassen vor Augen, was er unter solchen Umständen sich nur von einem schuldbewußten Menschen denken konnte. Unmöglich war es ihm überdies, einen Verlust von 40,000 Franken so leicht zu verschmerzen, und schon war er entschloßen, die Sache vor die Gerichte zu bringen, als eines Morgens sein Diener, indem er eine eiserne Urne ausleerte, unter vielen zerissenen Papieren eine Brieftasche von schwarzem Leder erblickt. Hastig öffnet er sie, findet darin die Banknoten, und bringt sie, außer sich vor Freude, seinem Herrn, der nun nicht wußte, von welchem Gefühle er mehr bewegt wurde, von der Freude über das Wiedergefundene, oder von der Betrübniß, die Ehre eines Unschuldigen durch einem falschen Verdacht so lange angetastet zu haben.

Sein erster Gedanke jedoch war der, dieses wieder gut zu machen, und sogleich lief er auch hin in die Kaserne der Pompiers, ließ alle diese vor sich kommen, eilt auf Joseph zu, und bietet ihm jede Genugthuung an, die er von ihm fordern würde. „Es gibt nur eine, erwiederte dieser, die ich bereits von Ihnen gefordert hätte, wenn Sie nicht 60 Jahre alt wären. Alles, was ich jetzt von Ihnen verlange, ist, daß Sie nie mehr einen Pompier der geringsten Schlechtigkeit beschuldigen, ohne es mit eigenen Augen gesehen zu haben.“ Alle Anerbietungen Descartvilles waren vergeblich; nichts konnte Joseph dazu bewegen, irgend ein Geschenk als Entschädigung für die Kränkung seiner Ehre anzunehmen; es genügte ihm, sich von jenem Verdachte

in Gegenwart aller seiner Kameraden gereinigt zu haben, deren Anhänglichkeit und Achtung gegen ihn dadurch sich verdoppelte. Oft noch dachte er jedoch an den Baron Descarville, und konnte immer dabei ein gewißes Gefühl von unbefriedigter Rache nicht unterdrücken. So schmerzlich indessen dieser Vorfall sein hohes Ehrgefühl verletzen mußte, so konnte er doch nicht den menschenfreundlichen Eifer Josephs erkälten, und jene edlen Gesinnungen aus der Brust dieses Braven verdrängen, der dort, wo die Gefahr am drohendsten war, stets als der erste mit dem Elemente, das in dieser Jahreszeit am ärgsten wüthet, muthig kämpfte, um ihm ein Menschenleben oder die Habe eines Unglücklichen abzuringen.

Der Winter war unterdessen mit allen seinen Stürmen hereingebrochen; sein weißer Schleier deckte schon neidisch die ganze Natur, und was in fröhlichem Leben das Auge erfreut hatte, das starrte ihm nun in todter Unbeweglichkeit entgegen. Und mit der Natur hatten auch die Freuden ihre Farbe gewechselt, und sich in die steinernen Mauern zurückgezogen. Nur ein Vergnügen, auf das in dieser Jahreszeit die Jugend so begierig wartet, durfte die rauhe Kälte nicht scheuen, das Schlittschuhlaufen, wozu dieser Winter bereits schon, und zwar auf lange Zeit Gelegenheit gab. Der Hauptort, wo in Paris diese angenehme und oft gefährliche Kunst geübt wird, ist ein breiter Kanal (canal de l'Ourcq.) Tausende von Zuschauern bedecken seine Ufer, und suchen durch lebhafte Zurufungen die Kühn-

heit der Schlittschuhläufer anzufeuern, deren einige in reichverzierten Schlitten elegante Damen führen, die sich diesem seltenen und kurzen Vergnügen gewöhnlich sehr gern überlassen, andere durch gewagte großartige Sprünge durch grazieuse Haltung und Wendungen, durch Buchstaben, Figuren und Blumen, die sie im Laufe beschreiben, das Auge der Zuschauenden auf sich ziehen. Man könnte sich zu den glänzenden Festen in St. Petersburg auf der Newa versetzt glauben, wenn nicht das oft unter den Füßen weichende Eis wieder an den französischen Winter erinnerte.

Im Laufe dieses Winters nun, an einem hellen Januartage, dessen Kälte von der freundlich scheinenden Sonne angenehm gemildert wurde, hatten mehrere junge Leute aus den angesehensten Familien, und zugleich gute Schlittschuhläufer, ein großes Gabelfrühstück, nach dortiger Sitte um Mittagszeit, veranstaltet. Es war ein glänzendes Mahl, wobei es fröhlich zuging; an heitern Trinksprüchen fehlte es nicht, und mancher Champagnerpfropfen knallte an die Decke der zierlich ausgeschmückten, einladenden Bude, welche auf dem Eise aufgeschlagen war. Als das Fest zu Ende war, und bereits Tausende von Zuschauern das Ufer füllten, stellten sich unsre jungen Gäste wieder auf die Schlittschuhe und versuchten mit keckem Muthe die gewagtesten Wendungen und gefährlichsten Sprünge. Nach vielen solchen Kraft- und Geschicklichkeitsproben nehmen sich drei der Verwegensten bei der Hand, um mehrere Tänze, unter andern auch die Galoppade, die gerade sehr im Schwunge war,

mit der möglichsten Gewandtheit und Grazie darzustellen. Sie führen auch wirklich mit Glück die Stellungen und Bewegungen des geschicktesten Tänzers aus; allein eben da sie wieder eine Ronde bilden wollen, bricht das Eis unter ihnen, und in demselben Augenblick sind alle drei verschwunden. Ein tausendfacher Schrei des Entsetzens erschallt am Ufer hin und dringt zu Joseph, der nahe dabei, seine Pfeife rauchend, auf und ab ging. Schnell eilt er, nach seiner Gewohnheit, dahin, wo der Nothruf ertönte, fragt nach der Ursache und hört das Unglück. Sogleich auch wirft er seine Kleider ab, sieht unterdessen nach dem Loch, in dem die drei Unglücklichen versunken waren, stürzt sich hinein, sucht unter der wenig durchscheinenden Eisdecke, unter der er nur durch jene Oeffnung auch wieder herauskommen kann, und bringt nach einer halben Minute schon den einen davon heran. Glücklich schon, eines jener Opfer gerettet zu haben, überläßt er die weitere Sorge den Umstehenden, kehrt schnell wieder um und verschwindet zum zweitenmal unter dem Eise. Man wartet in großer Spannung, und erst nach zwei Minuten erscheint er wieder, aber ohne jemand gefunden zu haben. Von allen Seiten ertönt es: „es sind noch zwei zurück!“ „Nun, rief er, gebt mir ein Glas Branntwein, und ich gehe wieder auf meinen Posten!“ Schnell ist er auch wieder verschwunden, aber nicht lange, so kehrt er zurück, und hält hoch erfreut den Zweiten, der schon bewußtlos war, in den Armen, und legt ihn an's Ufer. Auch jetzt bedenkt er sich nicht, kehrt wie-

der zurück, und taucht zum viertenmal unter, bleibt so lang, bis ihm die Kräfte fast schwinden, und kömmt endlich mit leeren Händen und trauriger Miene, von Kälte halb erstarrt, an jener Oeffnung wieder hervor. „O unser Retter“, rief ihm der Erste zu, den er gerettet hatte, „verlaßt unsern Kammeraden nicht; er ist aus einer angesehnen, reichen Familie, welche euch würdig belohnen wird; er ist Offizier in der königlichen Garde, und der Sohn des Baron Descarville.“ „Descarville?“ fragte Joseph mit einer zuckenden Bewegung. „Ja, der reiche Lieferant in der Vorstadt Poissonniére.“ „Ach! ich erinnere mich“, antwortete Joseph, „derselbe, der mich beschuldigte, seine Brieftasche gestohlen zu haben, aber.... noch ein Glas Branntwein!“ Und er taucht zum fünftenmal unter. Aller Augen sind starr auf den Unglücksort hin gerichtet; schon wird Alles unruhig, man fürchtet für das Leben jenes Edlen, und macht sich Vorwürfe, ihn zu dieser ungeheuern That gespornt zu haben, als er plötzlich, den Dritten auf seinen Schultern, aus der Oeffnung herauftaucht, und von zahllosem Jubel und entzückten Segenswünschen empfangen wird. „Er ist todt“, Sacrebleu, er ist todt“, schrie Joseph, indem er eine Hand auf das Herz des jungen Offiziers legte. „Diesen zu retten, wäre mir die größte Freude gewesen, um mich an seinem Vater zu rächen, ihm seinen Sohn in die Arme zu legen, und zu beweisen.... er ist nicht todt, sein Herz schlägt wieder, o könnte ich ihm vollends das Leben zurückgeben! Sogleich beugt er sich auch über den

Körper des Unglücklichen, schließt seinen Mund an den des Ertrunkenen, und sucht ihm wieder Luft einzublasen. Nach mehreren solchen Versuchen, reibt er Schläfe und Magen des immer noch Bewußtlosen mit Branntwein, und jetzt erst äußert dieser wieder Spuren von Leben. Dessen gewiß, entfernt sich Joseph, während Andere die nöthige Hilfe schaffen, auf kurze Zeit, um sich umzukleiden, kömmt schnell wieder zurück, und findet nun, außer sich vor Freude, die drei jungen Leute beisamen, die er gerettet hat, und die ihn mit den rührendsten Worten des Dankes in ihre Arme schließen.

Zu groß aber war das Erstaunen und die Bewegung des jungen Descarville, als er wieder zum vollen Bewußtsein erwacht war und die große That vernommen hatte, als daß er viele Worte des Dankes hätte hervorbringen können. Unglaublich schien es ihm, daß der, den sein Vater so tief gekränkt hatte, für ihn nun das Ungeheure gethan habe, obgleich er schon wußte, für wen er zum fünftenmal das Leben wagen sollte, und erst als er aus dem eigenen Munde Josephs die Bestättigung hörte, daß das gerade ihn dazu angetrieben und ihm seine Kraft gestählt habe, brach er in die Worte aus: „Nie, braver Joseph, nie wird das Andenken an Euch und Eure That in mir erlöschen! Der ganzen Welt will ich es verkündigen, was Joseph gethan hat, und nicht ruhen, bis ihm würdige Belohnung für seine edlen Handlungen und für die hohen Tugenden, die ihn zieren, zu Theil werden wird.“

Unterdessen hatten die Bekannten der drei Geretteten eine Summe von 5 bis 600 Franken unter sich gesammelt, und boten es nun in einem Hute dem Pompier als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit und Achtung an; aber dieser blickt mit edlem Stolze auf das dargebotene Geschenk, nimmt den Hut, und rollt das Geld mit den Worten über das Ufer hin: „Glauben Sie denn, daß ich aus Eigennutz gehandelt habe? Alles, was ich von Ihnen annehmen kann, meine Herren, sind einige Gläser guter Wein, um mich zu wärmen und zu stärken; denn ich gestehe, sacrebleu, ich habe es nöthig.“

Kaum hatte er das ausgesprochen, so hoben ihn die jungen Leute auf ihre Arme, führten ihn, wie im Triumph, in eines der ersten Kaffeehäuser, und erneuerten da mit ihm in freudigem Jubel das Fest dieses Morgens, das ein so schlimmes Ende genommen hatte. Allgemein war die Freude und glänzte auf den fröhlichen Gesichtern der Gäste; aber sie erhöhte sich noch, als der Baron Descarville hereintrat, den sein Sohn von dem ganzen Vorfall benachrichtigt hatte. In tiefer Bewegung des väterlichen Herzens drückt er Joseph sprachlos an seine Brust, und erst nach einiger Zeit ergreift er die Hände, die schon zwei seiner Kinder dem Tode entrissen hatten, und ruft aus: „Ich konnte Euch verdächtigen, ich Euch anklagen!“ „Reden wir davon nicht mehr,“ erwiederte Joseph, „es traf mein Herz, aber die Wunde ist vernarbt, der Brand ist gelöscht.“ „In meinem Andenken nie,“ entgegenete der Baron, und da man Euch weder

mit Geld noch mit Geschenken lohnen kann; so werde ich nicht ablassen, bis Eurem Edelsinn und Heldenmuth gerechte Anerkennung werden wird.«

Wirklich erhielt auch Joseph einige Monate darauf aus den Händen seines Obristen das Kreuz der Ehrenlegion und wurde zum Lieutenant der Pompiers befördert, bei welchen er bisher diente, und die er mit derselben Liebe eines braven Kameraden noch jetzt kommandirt.

## 31. Die Rast auf der Flucht.

(Eine altsächsische Begebenheit.)

Zur Zeit, als der siegreiche Frankenkönig Karl, den wir Deutschen den Großen nennen, Krieg mit den zwei tapfern Sachsenfürsten, Wittekind und Alf, führte, gab es in einer der unzugänglichsten Gegenden des Harzwaldes ein kleines Bauernhaus, darin ein freier Mann, Berthulf geheißen, mit den Seinigen wohnte. Dieser war eines Abends inden Forst hinaus gegangen, Holz zu fällen, und wie er mit der Bürde wieder auf die Hausdiele zurück kam, fand er Frau und Kinder — einen Knaben hatte er und ein Mädchen — schon an dem Heerde versammelt; denn der Abend war kühl, und es gingen grausige Windstöße durch das Gebirge.

Als der Mann seine Ladung ablegte, seufzte er tief, und sagte zu den Seinigen, die ihn deßhalb fragend ansahen: »Ihr Lieben, es steigt Flamme und Rauch von mehreren Gegenden der Ebene auf, ja selbst von solchen Stellen, wo ich weiß, daß herrliche Ritterburgen stehn. Die

Franken müssen wohl eine große Schlacht gewonnen haben.« — Da erfaßte der Knabe ein Beil, stampfte es ungestümm gegen den Boden, und rief aus: »warum bist du auch nicht zu dem Heerbann ausgezogen, Vater, und hast mich mitgenommen? Da wär' es gewiß ganz anders gekommen.« — Die Frau aber sagte: »Kind, du weißt ja, daß die Franken Christum erkennen, und ihm dienen, wie auch wir. Sollte dein Vater gegen seine Glaubensgenossen fechten?« — »Sind doch aber die Sachsen unsere Landesgenossen;« sprach der Knabe trotzig. Das Mädchen entgegnete darauf: »der Himmel ist mehr, als die Erde, sagt die Mutter. Und wenn nun unser lieber Vater einen Christenmenschen erschlüge, der für die Sache des freundlichen Heilandes ficht — ach Gott, wie sollt er dann in den schönen Himmel hinein?« Es war, als wisse der Knabe nichts Rechtes zu antworten; aber er blieb doch bei seinem trotzigen Murmeln fort und fort.

Berthulf erhob endlich seine Stimme, und sagte auf eine sehr schmerzliche, an ihm ganz ungewohnte Weise — er war sonst ein gar heiterer und frischer Mann: — »Ihr Herzenskinder alle drei, ich spür' es mehr, als je, daß ihr zu meinem Herzen gehört, denn alle Eure Stimmen lassen sich darin auch vernehmen, und haben es schon die letzten Monde her gethan, seitdem der Kriegsspeer als Zeichen des Aufbruchs durch unsre Gauen umgegangen ist. Aber daß ich gar keinen Antheil genommen habe, ist der Wille des Herrn, auf den ich ehrlich und achtsam zu hor-

chen wußte, und das, Knabe, mußt du mir auch zutrauen, weshalb du dich nicht unterstehen sollst, auch nur im Mindesten noch zu murren, du Gelbschnabel, der kaum über das Nest heraus=gekuckt hat.“

Da war der Knabe alsbald stille, und Alle sahen schweigend und nachdenkend in die Heer=desflamme.

Nach einer Weile raschelte etwas den Berg=pfad herauf und klirrte über das Gestein her, wie der Tritt von Roß und Mann. Die Frau sagte ängstlich: „ach Gott im Himmel, sollten wohl siegende Franken in Schlachtwuth hier heran kommen?“ Der Mann aber wiegte lächelnd das Haupt hin und her, sprechend: „Bewahre! Selbst um sich zu verirren bis in dieses Thal, muß man besser mit den Windungen des Harz=waldes vertraut seyn, als es sich von einem fremden Kriegsknechte gedenken läßt. Wer da auf dem Steinpfade klimmt, ist wohl mehr der Hilfe bedürftig, denn auf Schaden und böse Dinge bedacht.“

Zugleich hielt er einen ellenlangen Kienspahn in's Feuer, und schritt mit dem lodernden Brande in die schon tief dunkelnde Waldung vor das Gehöfte hinaus.

Da kam ihm ein stattlicher, geharnischter Mann entgegen, aber ohne Helm; dieser mochte ihm wohl im heißen Treffen zerhauen seyn, denn statt dessen schlang sich ein blutiges Tuch um das Haupt; hinter ihm ragte noch eine weit höhere Rittergestalt hervor, eine spitze Sturm=haube über dem dunkeln Haar, über der Schul=

ter ein Roß hereinsehend, an dessen ängstlichem Schnauben sich abnehmen ließ, daß es wund seyn mußte oder krank.

Berthulf lud die Gäste freundlich in seine Hütte, und der erstere schritt auch, edlen Grußes dankend, alsbald hinein. Der zweite aber fragte erst, ob es auch Platz drinnen gebe für sein edles, verletztes Rothroß. — „Wo das bleibt,“ setzte er hinzu, „bleibe auch ich. Wir Beide sind Gesellen in Noth und Lust.“ — „Es gibt noch Raum genug hier vorn auf der Diele;“ sagte Berthulf, und während er und des Pferdes Herr dem edlen Gaul eine gute Streu bereiteten und eine Krippe, und Futter darein schütteten, hatte sich der andere Gast schon etwas mit der Hausgenossenschaft befreundet.

Sie saßen nun endlich allesammt um das Feuer her. Die beiden Kriegsleute schienen in tiefe Gedanken versunken; sie sprachen meist nur so viel mit ein, als gerade nothwendig war, und kümmerten sich überhaupt nicht sonderlich viel um ihre Wirthe. Dagegen betrachteten die Hüttenbewohner, wenig an den Anblick fremder Gesichter gewöhnt, ihre Gäste um so achtsamer. Daß beide Sachsen waren, gab sich an ihrer Gestalt, Tracht und Bewaffnung dem Auge, an der Weise ihres Sprechens dem Ohre kund. Der Kleinere von ihnen schien der Vornehmere zu seyn, und so wie er zuerst in das Gehöfte geschritten war, auch überall voranschreiten zu müssen. Ueber hochherrlichen, großen Blauaugen rollte sich das gelbe Lockenhaar auf eine königliche Stirn aus dem blutigen Kopftuche

herunter; der starke Knebelbart deckte beinahe die Oberlippe, aber so wie der Held sprach, oder gar bisweilen lächelte, wurde eine Anmuth des Mundes sichtbar, vor welcher man gemeint hätte, unbedingt ausrichten zu müßen, was ein solcher Mund gebiete. Die breiten Schultern trugen einen gedrungenen, starken Hals; hoch und kühn wölbte sich die Brust unter dem eng' anliegenden ledernen Koller und Panzerhemd.

Der andere sah finster aus mit seinem sonnegebräunten Antlitz und dunklem Haar und Bart. Aber gleichwie die spitze Sturmhaube und der schwarze Harnisch von drüberhin gestreuten Goldbuckeln glänzen, leuchtete auch das finstere Angesicht von der Herrlichkeit der funkelnden Augen, so daß man ihn fast dem Nachthimmel hätte vergleichen mögen, der mit seinen Sternen durch die tiefen Schleier fürstlich hervorstrahlt.

Die Hausfrau kam just mit einem Kruge Meth gegangen, den sie für die beiden Fremden geholt hatte, als das Rothroß vorn auf der Diele zu hauen und zu schnauben anfing, weil es mit dem einen Vorderfuße über den Strick getreten war, welcher es an der Krippe festband. Der schwarze Ritter fuhr alsbald in die Höhe, aber Berthulf versicherte ihn, er wolle Alles schon selbst wieder in Ordnung bringen und der Fremde ließ sich das gern gefallen, weil er schon vorhin bemerkt hatte, der Wirth verstehe gut mit den Pferden umzugehen, und verwalte treuen Sinnes sein gastliches Amt.

Derweile sah der andere Ritter die Hausfrau verwundert an, und wies den ihm dargebotenen

Meth kopfschüttelnd an seinen Gefährten, achtsam zuschauend, wie sich die Schenkin dabei benehme.

Die, weil sie nach altdeutscher, lieblicher Sitte, den Krug mit ihrer schönen Lippe kredenzte, hatte das Zeichen des heiligen Kreuzes mit der Hand darüber gemacht; wie sie das vor jeglichem Genuß der Speise und des Trankes gewohnt war, und that nun, indem sie sich dem schwarzen Ritter nähert, nochmals dasselbe. Da sahen die beiden Fremden einander finstern, zornglühenden Auges an, und der mit dem blutigen Kopftuche sprach endlich: „ich meine, wir sind unter Christenleute gekommen, unter abtrünniges Volk vom Glauben der Väter. Denn die dort macht ein Zeichen, das ich von sterbenden und wunden Franken schon oftmals sah. — „Mich bedünkt es auch so, entgegnete der Andre, und wir werden hier wohl ein rächerisches Nachspiel der Schlacht zu halten bekommen.“ — Darüber ward die Frau sehr bleich, zitterte an allen Gliedern und sprach: „Ihr lieben Herren, thut uns und unserm armen Hause kein Unrecht an. Das Zeichen, welches Ihr gesehen habt, soll nur den Hammer des großen Asathor *) bedeuten, als welchem Gotte mein Eheherr ganz absonderlich ergeben ist.“ — Sie wußte nämlich um das Heidenthum noch mehr als allzugut Bescheid, weil sie erst vor wenigen Jahren daraus bekehrt

*) Der Gott des Donners in der nordischen Fabellehre von dessen Hammer man erzählte, daß er auch das Härteste zermalme.

worden war. — Die Gäste beruhigten sich damit, und tranken nun auch den Meth, während der Knabe die Frau immer heimlich zupfte, und ihr zuflüsterte: „Mutter, was soll denn das mit dem Hammer? Ich weiß ja von keinem Hammer was.“ — Sie aber gebot ihm zu schweigen, und erzeigte sich den furchtbaren Fremden sehr dienstwillig, um sie desto mehr auf andere Gedanken zu bringen.

Derweile war Berthulf an den Herd zurückgekommen, und weil er sahe, daß die Gäste aus Einem Kruge tranken, hielt er dieß ihrem ritterlichen Ansehen nicht für ehrenvoll genug. Er ging nach einem Wandschranke, von dorten ein altes, schönes Trinkhorn zu holen, das der Schatz seines Hauses war. Dabei kam er an einem Kreuzesbilde des Herrn vorbei, von ihm selbst mit Kohle an die Wand gezeichnet, und er neigte sich nach seiner Gewohnheit ehrerbietig davor. Im selbigen Augenblicke hatte der Knabe Reisig in das Feuer geworfen, so daß es höher empor schlug, und mit seinem Scheine eben diese Stelle der Hütte beleuchtete.

„Halt! rief der schwarze Ritter. Was ist das für ein Bild, dem du den Nacken beugtest?“ — Der Hausherr stand still, wie bei sich überlegend, ob er wohl nöthig habe, seinem Gast auf all' und jede Frage zu antworten oder nicht. Aber das kleine Mädchen, sehend, daß ihre Mutter von neuem bleich ward, und an deren vorige Rede gedenkend, sagte: „Ihr lieben Herren, es ist ja nur wieder der Hammer Asathor's und weiter nichts.“

Da trat Berthulf kräftigen Schrittes an das Feuer, und sprach: „Gott sey vor, daß unter

meinem Dache irgend eine Lüge laut werde, die nicht sogleich ihren ehrlichen Widerruf finde. Das da an der Wand ist kein Asathor's-Hammer; es ist ein heiliges Christusbild am Kreuze.

„Gottlob, Vater, sagte der Knabe, „daß du den Hammergeschichten ein Ende machst.“ Die Mutter erzählte schon vorhin, davon und mir ward ganz schwindlich und wirre im Kopf. Nun ist Alles wieder in Ordnung, und ich hätte wohl Lust, eines der schönen geistlichen Lieder zu singen, welche du erdacht hast.“

Darauf blieben alle eine Zeitlang ganz stille; Mutter und Tochter vor Aengsten stumm, der Knabe freundlich in sich hineinlächelnd, Berthulf und die beiden Gäste im tiefen, ernsten Sinnen.

Endlich hub der mit dem blutigem Koftuche an, und sprach: „ich will dir nur sagen, abtrünniger Landsmann, daß du vor zwei erschrecklichen Richtern stehst. Ich bin der Herzog Wittekind, und Jener dort ist der Herzog Alf.“

Darüber schrie die Frau im Schrecken laut auf, faßte ihr Töchterchen in ihre Arme nnd hob es empor. Es war, als ob sie es forttragen wollte, aber sie sank halb ohnmächtig mit dem Kinde in die Kniee, verhüllte es in ihr Gewand, und brach in heiße Thränen aus.

Berthulf sah sich die beiden Herren festen Auges an, sprechend: „ich habe schon längst einmal gewünscht, Euch zu schauen, weil Ihr zwei Kriegshelden seyd, und wohl verdientet, für meinen lieben Herrn Jesus zu fechten. Jetzt kommt Ihr mir freilich sehr ungelegen, und ich werde vermuthlich mein Leben vor Euch lassen. Haltet

nur Maß mit Eurer Rache, und schont Hütte und Weib und Kinder.“

„Das wird noch darauf ankommen;“ entgegnete Alf, sich ingrimmig von seinem Sitze erhebend, und das Schwert aus der Scheide reißend. Wittekind faßte nach der blanken Streitaxt, die er hinter sich an die Wand gelehnt hatte, und stieg ebenfalls vom Sessel auf. Sie waren beide sehr furchtbar anzusehen in ihrem Zorne.

Der Knabe hatte indessen das Beil aufgenommen, und es dem Vater in die Hand gegeben. Dann riß er einen Brand aus dem Feuer, stellte sich neben ihn, und sagte: „Vater, wir wehren uns doch?“ — „Versteht sich,“ sprach Berthulf, seine Waffe fest fassend, „daß wir fechtend sterben, wie ehrliche Sachsenleute.“ — „Sterben?“ lachte der Knabe. „Das ist noch sehr die Frage. Der Feind ist ja auch nur zu zweien.“

Da sahen sich die großen Herzoge staunend an, und senkten Streitaxt und Schwert. Wittekind aber sagte: „Frieden! Ich verlange nichts weiter, als zu hören, wie ein so erzächter Sachsenmann sich zu der Lehre des Gekreuzigten hat bekennen mögen.“ — „Das will ich Euch recht gern erzählen;“ antwortete Berthulf und sie setzten sich allesamt, ihre Waffen ablegend, ruhig um das Feuer. Die Mutter und das Töchterlein beteten in stiller Entzückung. Der Knabe aber sagte: „nun ist recht wahr geworden, was du mir so oft sagtest, lieber Vater! frisch der Gefahr in's Antlitz geschaut, dann beißt sie uns nicht.“

Berthulf aber hub seine Erzählung folgendermaßen an: „Ich war noch ein wilder

Knabe, etwa ein neunzehn Jahr oder darüber alt, da zieh' ich einmal um des Waidwerkes willen, mit Armbrust und Bolzen durch den Forst. Und muß mir grade ein Christenpriester begegnen in langen, weißen Kleidern, der ging hier durch unsre Gauen um, die Leute zu der rechten Lehre zu bringen.«

»Hättest ihn todt schießen sollen;« sagte der finstre Alf.

»Nein, entgegnete Berthulf, so schlimm kam es mir gar nicht in den Sinn. Aber das muß ich mit Schmerzen bekennen, ich gab es närrischer Weise dem frommen Manne Schuld, daß mir den ganzen Tag noch kein Wild vor den Schuß gekommen war.« — »Hexenmeister! sag, ich, — und spanne die Armbrust und halte sie auf seinen rechten Arm, — hab' ich noch nichts geschossen, so will ich doch dich schießen, und du sollst deine Zauberzeichen um ein gutes unbehülflicher machen, als bisher!« — Damit schwirrte auch die Senne, und der Bolzen saß unter dem Ellenbogen fest. Der Mönch zuckte schmerzhaft zusammen, und hielt sich die verwundete Stelle, aus der vieles Blut rann; zugleich aber sahe er mich freundlich an, und sagte: »mein Sohn, da unten im Felsengrunde steht ein schöner Hirsch. Wenn du heute ungünstige Jagd gehalten hast, hilft dir wohl dessen Fang wieder zu deinem Schaden.« — Ich, der Meinung, er wolle mich mit einem Zauberblendwerk foppen, eile dahin ihm zu zeigen, daß sich ein Sachsenmann niemals fürchtet. Aber der Hirsch steht wirklich da, ich erlege ihn, und als ich mit der Beute zurückkomme,

finde ich meinen Mönch blutend in die Gräser gesunken, der mich gütig anlächelt, und zu mir sagt: „siehst du, mein Bursch, nun hast du ja doch einen guten Fang gethan. Das freuet mich recht.“ Wie mir das Herz in Thränen schmolz, wie ich vor ihm kniete, und seine Hände küßte, — laßt es mich nicht erst weitläufig erzählen, Ihr Herzoge. Mir ist es, als rege sich etwas dergleichen auch in Euch. Genug, ich trug den frommen Mann in mein Gehöft heilte ihm den Arm, und er mir die Seele, und als ich einige Jahre nachher meine Frau dort lieb gewann, half ich auch der auf den rechten Weg. Die Kinder haben wir natürlich in der Furcht und Liebe unsres theuern Heilands auferzogen.“

„Es muß was dran seyn;“ sagte Wittekind nachdenklich. — „An der Geschichte, meinst du?“ rief Alf. „Ja wohl, die ist wahrftig. Da will ich ein Gottesurtheil darauf bestehn. Ein Kerl, wie der, kann nicht lügen.“ — „Nein“ entgegnete Wittekind, „an der ganzen Lehre muß etwas dran seyn, eben weil die Geschichte ohne Zweifel wahrhaftig ist. Aber wir haben jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Unser Weg ist der weiteste, und des Rastens genug. — Treuer Wirth, führ' uns durch den Wald auf Wegen, die kein Franke weiß.“

„Von Herzen gern;“ sagte Berthulf, und machte sich zu der Fahrt bereit.

Alf sah ihn verwundert an, sprechend: „wir sind ja aber Heiden, und wollten eben erst deine blutigen Richter werden.“

„Leider wohl," erwiederte Berthulf. „Aber Ihr seyd ja auch meine hohen Landesfürsten, und Gott der Herr wird Euch schon zu rechter Zeit den Geist vollends erleuchten. Zudem, wenn das auch Alles nicht wäre — gedenkt an meinen Meister, den verwundeten Mönch. Der hat mir herrliche Dinge gelehrt, mit That und Wort."

Sie machten sich damit alle drei auf den Weg, und Berthulf führte sie achtsam auf solchen Pfaden, die auch das wunde Rothroß mit zu überklimmen vermochte. Im Morgenlichte standen die Herren, früher als sie gehofft hatten, auf der gewünschten Stelle am Ausgange des Forstes. Sie nahmen sehr gerührt Abschied, und Berthulf ging freudig singend unter den Zweigen des morgenhellen Waldes zu Weib und Kindern zurück.

Als nach mehreren Jahren die beiden großen Herzoge sich bekehrten und der versöhnte Kaiser Karl sie über alles Sachsenland setzte, gedachten sie des treuen Hüttenbewohners Berthulf, und machten ihn zu einem Grafen vieler Gauen weit umher.

## 32. Der Christ und der Muhamedaner.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte

frühe schon den jüngsten als Malteser-Ritter *) einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen.

Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Ländereien. Hier ward er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder oft gegen die Korsaren **) zur See focht, mit frommen, häuslichem Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müße, als das bloße Schwert.

---

*) So hießen die Mitglieder des zu den Zeiten der Kreuzzüge zur Ausrottung der Ungläubigen gestifteten Johanniterordens, nachdem ihnen der Kaiser Karl V. im Jahre 1530 die Insel Malta überlassen hatte und sie daselbst ihre Hauptniederlassung errichteten.

---

**) Seeräuber.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf; aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch Manches, wozu denn besonders auch das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten hatte. Augenzeugen, welche den Händen der enternden*) Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Untergange aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sey.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser war aber nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten kaum noch das zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sclavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. **) Seine hohe kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen so furchtbaren Ritter als Sclaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Ver=

*) Entern heißt ein feindliches Schiff mit eisernen Haken, Enterhaken genannt, festhalten und so nahe heranziehen, daß man es ersteigen kann.

**) Das ist das Loos der von den Seeräubern gefangen genommenen Christen.

kauf warten. Endlich erschien ein junger vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley, der besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugvieh vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte Summe. „Du sollst mir tüchtig arbeiten müßen, Christensclav!“ sprach er, „daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!“

Er hielt seine schreckliche Drohung. Raimund ward der Willkühr unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer vermag es, seine Lage zu schildern! — Wer vermag es, zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftig edlen Gmüthe vorging? Mehrere seiner Mitsclaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. Zwar hatte er fest beschloßen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Geschick zu ertragen und den grausamen Uebermuth seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; aber Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Cid Muley, den seine Sclaven nur selten zu Gesicht bekamen, einst bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder und bat ihn um den Tod.

„Den Tod nicht!“ entgegnete Muley; „dafür habe ich dich zu theuer bezahlt. Aber, ich weiß, man kann sich auf dich verlaßen; selbst meine

Aufseher loben dich unter allen Sclaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hieher, um seine Stelle durch einen andern von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen!« — Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältniße der übrigen Sclaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sclaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und wurden besser gehalten als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sclaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechen, zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sclaverei zur Ehre ihres Glaubens zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verläugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten *) jeder Christenpflicht überhoben zu seyn glaubten, dem Beispiele ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb

---

*) Ein Christ, der seinen Glauben abgeschworen hat und zur muhamedanischen Religion übergetreten ist.

jeder Versuch vergeblich. »Ich bin ein christlicher Ritter,« antwortete er, »und das werde ich auch als Sclave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen; aber aus dem Herzen könnt ihr es mir nimmer reißen. Nicht die Kraft deiner Beredsàmkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sclavenvögte brachten jene schwachen, im Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verleugnung ihres Glaubens; aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure fruchtlosen Versuche. Zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe!« —

Muley wandte sich erzürnt, doch auch beschämt von ihm ab; denn er verkannte das Heldenmüthige einer solchen Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er selbst kaum diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung vor unserm Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, als seine Freundschaft mit Verachtung vergalt, und auch im Sclavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schisal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sclaven strichen die Geister der Rache und des Verraths umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch,

war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt hatte, so war ihm auch kein anders Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sclaven mehrere seines Volks aus bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und ließ sich bald mit acht derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereitstehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Krams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. „Halt ein, Verräther!“ rief Raimund, und schmetterte mit seinem schweren Grabscheite den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: „Fort,

ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!« trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thüre hinaus.

Muley hatte sich indessen wieder erholt. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: »O du großmüthiger Retter meines Lebens!« sank er an die Brust seines Sclaven. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. »Im offenen Kampfe,« sprach er ernst, »würde ich dich gerne erlegt haben; aber gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst seinen Feind.«

Muley ward von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen. Er führte ihn in seinen Palast, und während er den Anführern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden möchte. Er zeigte ihm seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wollte. Aber Raimund erwiederte ernst und mild: »Du würdest mich gewiß nicht mehr achten und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte. Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; aber du hast beinahe durch den

Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verleugnen konnte, auch alles andere nichts mehr gilt.« Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden dargebotenen Dank zurückwies, als er ihn beschwor, nur selbst zu fordern und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach:*) da bat Raimund endlich — um Gnade und Freiheit jener unglücklichen Mitverschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte bei dem Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sclaven nicht nachstehen, und antwortete: „Wohlan, so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk und schalte damit nach Gefallen: du selbst aber darfst nicht mehr mein Sclave bleiben. Was du zu stolz bist, von mir zu fordern, das will ich dir schenken, — deine Freiheit. Nimm dir von meinen Schätzen, so viel dir gelüstet; ziehe heim in dein Vaterland und denke an den dankbaren Cid Muley!«

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber, alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sclavenkleid, als Andenken an jene traurigen Jahre, mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit erworben hatte, nach Malta ein.

---

*) Bei dem Namen des Propheten, d. i. Muhameds, etwas versprechen ist den Bekennern seiner Religion der höchste Schwur.

Wolfgang lebte indessen ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie. In tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Eintracht ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als ob sie einander einen gleichen Bruderbund gelobten.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat, als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, durch das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! —

Raimund mußte endlich seine Schicksale erzählen. Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn fest halten. Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher, als sein Schwert!“ Die Mutter und die Kinder falteten die Hände und sprachen: „Amen!“

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen. Jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensclaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

Der Kampf gegen die Ungläubigen dauerte fort; Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch von der unmittelbaren Theilnahme daran zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen; denn die Türken hatten den Christen großen Schaden zugefügt und die Ritter glühten nach einer recht empfindlichen Rache an ihren Feinden. Siegreich kehrten diesmal die Ritter zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Muhamedanern in den Hafen von Malta.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister, unter dem Zujauchzen des Volks, die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Commenthur, stand an der Seite des Großmeisters, und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhn; denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, wo er einst in gleicher Lage zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke bekannten Zügen; und er täuschte sich nicht; Cid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt, und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite und ließ, nach einer kurzen Verständigung, seinen Bruder herbei rufen, welcher, von Allem unterrichtet, den gefangenen Cid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sclaven erkaufte.

„Kaufe mich nicht!“ sprach dieser, „du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch einen gehorsamen Sclaven finden; denn ich bin zu vornehm, um Beides gelernt zu haben.“

„Du wirst es aber lernen, erwiederte Wolfgang. „Wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sclaven zu bezwingen, als ihr!“ —

Sie langten in Wolfgangs Wohnung an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fesseln ab, war bemüht, ihn mit Speisen zu erquicken und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hin geblickt hätte.

Nach mehreren Tagen trat Wolfgang eines Morgens zu ihm in's Zimmer. „Du hast dich nun wieder erholt,“ sprach er; „deine Wunden sind geheilt: so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehn!“

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sclave, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und anstatt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und Lieder.

„Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?“ sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könnte er so freundlich erbetene Hilfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang in sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn aufs Neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

„Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden; so magst du nun auch meine Erholungen mit mir theilen;“ sprach Wolfgang und führte den Muhamedaner in eine große, schattige Laube, von wo sie die freie Aussicht aufs Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genoßen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihm, einen so vornehmen Mann, zu Schiffe getrieben habe und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sey. Dieser zögerte nicht, mit finsterem Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft habe, um mehreren, ihm entflohenen Christensclaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sey. Er ergoß hierauf die bittersten Klagen über sein hartes Schicksal und über die Treulosigkeit der Christen.

„Armer Mann!“ sprach Wolfgang; „du hattest wohl Niemanden, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich; denn deinen Sclaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang ersehntes Fest!“ — Muley schwieg finster. — „Sieh,“ fuhr Wolfgang vertraulich fort, „hier lebt Alles in Freiheit, Alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, Alles in treuer Liebe!“ —

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwartete, und eilten nun, ihn hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen, schönen Frauen reichten ihm ihre zarten Kinder, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegenstreckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm herauf kletterten und jedes auf dem Schooße oder am Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis, mit silberweißem Bart und Haar, gleich einem von Engeln umgebenen Heiligen. Cid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahnetes Gefühl zog durch seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer eben von der Arbeit zurückkehrten, und die alte, freundliche Großmutter eben das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das

Abendgebet verrichtete, und mit nie gefühlter Ruhe der Seele legte er sich schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Alle waren mit Arbeit und häuslichen Freuden erfüllt. Wolfgang vermied allen Schein, den Muhamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen das Christenthum, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung seiner Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach diesem erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund. Der alte, fromme Commenthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen; doch ließ er sich niemals vor Muley sehen, denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muley's früherer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder seyn, die so innig an ihm hiengen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Aeltern an die Arbeit zu gehn, das Mahl in froher Unterhaltung mit ihnen zu theilen und am Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen des christlichen Glaubens fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und die eine Tochter ihm ein einfaches Crucifix von Ebenholz

zeigte, welches sie heute, an ihrem Geburtstage, von der Großmutter zum Geschenke erhalten hatte! „Aber du armer Mann," sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist?" Ich will dir von ihm erzählen!" — Und hiermit begann das Kind seine einfache rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte und den sie auswendig wußten. Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte; denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender und zog viel tröstlicher in sein Herz.

„Und nun siehe dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht an!" fuhr das Kind fort; „wie selbst der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat verstellen können! Ach, seit du uns so lieb hast, denke ich immer, du wärest auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagte ja: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt!" „Und vor Allem liebte er auch die Kinder," fiel ein Knabe ein. Er sagte sogar einmal zu seinen Jüngern: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich!"

„Ja," rief Muley, durch diese kindliche Einfalt aufs tiefste erschütert, „ja, in eueren reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! O du großer, heiliger Mann! laß ihn auch in meiner Brust einziehen!" — Hiermit ergriff er das Crucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend das Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir; ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsre Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehn; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt!“

Muley schwieg betroffen und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hängten sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns nicht verlassen! du sollst bei uns bleiben; denn dort hat dich doch Niemand so lieb, wie wir!“

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises und rief: „Ja, behaltet mich hier! Stoßt mich nicht wieder hinaus in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!“ —

Und vor ihnen stand der alte Commenthur Raimund. „Muley!“ rief er, die Arme ausbreitend. Da erkannte dieser ihn wieder; sie hielten sich lange sprachlos umfaßt und nur die Herzen schlugen laut an einander. „Du bist mein Schutzgeist,“ sprach Muley; „du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet.“ — Der fromme Commenthur aber schüttelte sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich, der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist der Weg, und die Wahrheit und das Leben.“

## 33. Vater-Liebe.

Herr von Loizerolles wurde zu Paris im Jahr 1733 geboren. Durch seltene Verdienste

stieg er nach und nach zu den ansehnlichsten Aemtern empor. Im Jahr 1793, dem schrecklichsten der französischen Revolution, mußte er als Adelicher mit seinem Sohne ins Gefängniß wandern. Man brachte sie nach Sanct Lazarus. Um diese Zeit hatten die Häupter der Revolution den höllischen Plan ausgesonnen, durch das Vorgeben einer Verschwörung in den Gefängnißen, sich der Gefangenen zu entledigen. Der Anfang wurde mit den Gefangenen in Luxemburg gemacht, und Tags darauf (am 26. April 1794) erschien der Gerichtsdiener des Revolutionstribunals, die Todesliste in der Hand, in St. Lazarus. Der Name Loizerolles wurde abgelesen. Es war der Sohn, welcher auf der Liste stand, der Vater aber zögerte keinen Augenblick hervorzutreten, und sich zum Opfer anzubieten. Stillschweigend ließ er sich nach der Conciergerie bringen, wo man ihm die Anklagsakte vorlegte, die auf Loizerolles den Sohn lautete. Des andern Tags wurde er mit fünf und zwanzig Unglücksgefährten vor das Tribunal geführt. Der Sekretär des Tribunals, Coffinhal strich mit der größten Kälte den Namen des Sohnes Franz Simon in seinem Protokolle durch, setzte dafür den Namen des Vaters Johann hin, machte aus den zwei und zwanzig Jahren des Alters ein und sechzig, und änderte eben so die Bezeichnung des Standes.

Ruhig und so gar freudig ging Loizerolles dem Tode entgegen, und rief beim Anblick des Karrens der ihn zur Guillotine führte: Gott Lob, es ist mir gelungen.

Den andern Tag wurde Robespierre nebst seinen Mitschuldigen gestürzt und der junge Loizerolles war gerettet.

## 34. Dankbarkeit.

Der Britte Snelgrave reisete als Schiffskapitän nach der afrikanischen Küste, um Negersclaven einzukaufen. Dieser schändliche Handel, der die Natur entehrt, ist so unmenschlich, als gefährlich; denn öfters treibt Verzweiflung die unglücklichen Schlachtopfer des Goldes zu schrecklichen Verschwörungen, und die Europäer sind daher genöthigt, die armen Schwarzen des Nachts und den größten Theil des Tages über an die Schiffe anzuschließen. Dem ungeachtet finden sie bisweilen Mittel, sich zu einem Komplotte zu vereinigen, welches nicht selten ihren Käufern das Leben kostet.

Snelgrave hatte eine große Anzahl Neger am Ufer des Malabar gekauft. Unter diesen Unglücklichen bemerkte er ein junges Weib, welches sich einem grenzenlosen Schmerz überließ. Gerührt durch ihre Thränen, ließ er sie durch seinen Dolmetscher um die Ursache derselben fragen, und erfuhr, daß sie ihr einziges Kind bejammere, welches sie den Abend zuvor verloren hatte. Man brachte sie auf das Schiff des Kapitäns, und an demselben Tage erhielt Snelgrave von dem Oberhaupte oder Könige des Landes eine Einladung, ihn zu besuchen. Der Engländer war es zufrieden; da er aber die Arglist und Bösartigkeit dieser Wilden kannte, ließ er sich von zehn bewaffneten Matrosen begleiten. Er

traf den König auf einem Sitze unter einigen Bäumen an; ein Schwarm von schwarzen Hofherren umgab ihn, und seine Wache bestand aus ohngefähr fünfzig Mann, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, Spieße in der Hand und Schwerter an der Seite trugen. Sie hielten sich in einiger Entfernung von ihm — die Engländer stellten sich mit geschultertem Gewehr gegenüber.

Snelgrave überreichte dem Könige einige europäische Kleinigkeiten; aber indem er seine Anrede begann, vernahm er ein Gewimmer, wodurch er aufmerksam gemacht wurde. Er sah sich um, und erblickte in einiger Entfernung einen Negerknaben, der bei den Füßen an einen in die Erde befestigten Pfahl gebunden war. Am Rande einer Grube saßen zwei Neger von scheußlichem Ansehen, mit Spießen bewaffnet, und auffallend gekleidet, die den kleinen Gefangenen zu bewachen schienen. Der Knabe betrachtete sie mit thränenden Augen, und streckte bittend seine Händchen gegen sie aus. Der König, da er die Bewegung wahrnahm, in welche Snelgrave durch das fremde Schauspiel versetzt wurde, glaubte, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß er nichts von diesen beiden Negern zu befürchten hätte, die er mit so großer Ueberraschung betrachtete. Zuletzt erklärte er dem Britten ganz kaltblütig, daß dieses Kind ein Opfer sey, welches man dem Gotte Egho zu schlachten im Begriffe sey. Bei dieser Nachricht erbebte Snelgrave vor Abscheu. Er hatte nur zehn Mann bei sich; der Hof und die Wache des Afrikaners

bestanden wenigstens aus hundert. Allein Mitgefühl und Menschlichkeit ließen den edelmüthigen Britten nicht lange überlegen, was hier zu thun seyn möchte. Meine Freunde, rief er aus, indem er sich gegen seine Leute wendete, lasset uns dieses unglückliche Kind retten. Auf, folgt mir! Mit diesen Worten ging er auf den gefesselten Knaben zu. Die zehn Matrosen, von gleichen Gesinnungen belebt, eilten ihm nach. Die Neger erhoben ein furchtbares Geschrei, und stürzten auf die Engländer zu. Snelgrave zog ein Pistol aus der Tasche. — Der König erblaßte. Snelgrave verlangte gehört zu werden. Der König stillte mit einem Worte die Wuth der Neger, welche im Nu wie unbeweglich da standen. Hierauf erklärte Snelgrave durch seinen Dolmetscher die Ursache seines Benehmens, und endigte damit, daß er den König bat, ihm das Schlachtofer zu verkaufen. Der Vorschlag wurde angenommen. Snelgrave war nicht willens, um den Preis zu feilschen; aber glücklicher Weise kannte der Negerkönig weder Gold noch Silber; er kannte weder Diamanten noch Perlen, und forderte blos ein Halsband von blauen Glaskorallen, welches ihm auch auf der Stelle gegeben wurde. Snelgrave floh jetzt auf das unglückliche kleine Geschöpf zu, welches er dem Tode entrissen hatte, und zerhieb mit seinem Schwerte die Stricke desselben. Das geängstigte Kind glaubte, Snelgrave wolle es tödten, und erhob ein Jammergeschrei. Der Britte nahm es mit himmlischer Empfindung in seine Arme, und drückte es an seine Brust. Das beruhigte Kind

schmeichelte und liebkosete seinem Befreier, der im seligen Hochgefühl seiner That Abschied von dem Könige nahm, und auf sein Schiff zurückeilte. Da er am Bord desselben anlangte, fand er die junge Negerin, welche er des Morgens gekauft hatte, sehr schwach, und in stummem Weh vergehend. Der Schiffschirurgus hatte sie, da er sie nicht dahin bringen konnte, Nahrung zu sich zu nehmen, wenigstens an die freie Luft zu bringen gesucht. In dem Augenblicke, da Snelgrave mit seinen Leuten auf sie zu ging, erhob sie das Haupt, und, als sie den Knaben erblickte, den ein Matrose trug, stieß sie einen Schrei aus, sprang auf das Kind zu, welches augenblicklich seine Mutter erkannte, sie beim Namen rief und seine Aermchen nach ihr ausstreckte. Sie schloß es in die ihrigen. Der fürchterliche Vorsatz, den sie gefaßt, der Verlust ihrer Freiheit, ihr Unglück — alles ist vergessen, sie ist Mutter, sie hat ihr Kind wieder gefunden. Jetzt erfährt sie durch den Dollmetscher den Hergang der ganzen Sache. Hastig geht sie, ihr Kind noch immer auf den Armen, und wirft sich ihrem Wohlthäter zu Füßen. Jetzt bin ich deine Sclavin, ruft sie aus, ohne dieses Kind würde mich der Tod diese Nacht aus deiner Gewalt befreit haben. Du warst für mich ein Tyrann; aber du gabst mir meinen Sohn wieder, und dies ist für mich mehr, als wenn ich dir mein Leben verdankte. Du bist mein Vater geworden. Ja, von nun an kannst du auf meinen Gehorsam zählen! dieses mir so theure Kind ist, das Unterpfand meiner Treue.

Indem die Wilde auf solche Art die dankbaren Empfindungen ihres Herzens so rührend als feurig ausdrückte, erklärte der Dollmetscher Snelgraven ihre Worte. Der edelgesinnte Britte konnte keine schönere Belohnung seiner Menschenliebe wünschen; aber er sah noch eine neue Frucht derselben. Auf seinem Schiffe befanden sich mehr als dreihundert Sclaven. Die junge Negerin erzählte diesen den Vorfall, die Neger, von dem Edelsinne des Britten gerührt, klatschten ihm ob dieser That lauten Beifall zu, und gelobten ihm unbegränzte Treue. Wirklich bezeigten sie auch Snelgraven auf seiner weitern Reise alle Achtung und allen Gehorsam, wie er sie beide nur von Kindern erwarten konnte.

## 35. Der Schein trügt.

In den Schreckenstagen der französischen Revolution lebte in einem Dorfe, nicht weit von Lyon, ein ehrlicher Pächter, Namens Lukas. Er war arbeitsam, dienstfertig ohne viele Worte zu machen, und sein Leibspruch hieß: **recht thun und Niemand scheuen.**

Unter den Tausenden, welche damals auf die Guillotine geschleppt wurden, befand sich auch der Gutsherr des alten Lukas. Er hinterließ zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von sechs und acht Jahren, um welche sich kein Mensch bekümmerte, denn die Furcht machte auch die edelsten Herzen zaghaft. Das Vermögen des Unglücklichen wurde von der Nation eingezogen, und Lukas kaufte das Gut, zum Erstaunen aller seiner Nachbarn, die eine solche

Handlung um so weniger erwartet hatten, da er von jeher in dem Rufe eines frommen, redlichen Mannes gestanden, und über dies ohne Kinder war.

Dieser Vorfall gab der Reputation des guten Pächters einen gewaltigen Stoß. Man steckte darüber die Köpfe zusammen, nahm die Mütze nicht mehr vor ihm ab, und wenn er bisweilen Abends in die Schenke kam, vermied ein jeder, neben ihm zu sitzen. Aber am unzufriedendsten mit ihm war Martha, seine Frau. Bei jeder Gelegenheit warf sie ihm vor, daß ungerechtes Gut an seinen Händen klebe, und der Segen Gottes gewiß von ihrem Hause weichen werde.

Lukas saß bei solchen Vorwürfen gewöhnlich stumm in seinem mit Leder gepolsterten Lehnstuhl, und schüttelte nur manchmal den Kopf oder bließ den Rauch stärker aus seiner Pfeife, wenn die gute Frau in ihrem Eifer kein Ende finden wollte.

Eines Abends fing sie ihre gewöhnliche Predigt an. Du bist ein braves Weib, unterbrach sie Lukas, hältst dein Hauswesen in Ordnung, gibst gern Almosen, betest und arbeitest zur rechten Zeit, aber eines scheinst du doch nicht zu wissen.

Und was, fragte Martha?

„Daß man nicht nach dem Scheine richten soll. Doch der Abend ist schön; warum wollen wir ihn mit bösen Worten verderben. Laß uns unter die Bäume im Hofe gehen, und der scheidenden Sonne nachblicken. Wir könnens jetzt

freudiger, seit die Blutmenschen in Paris ihren Lohn bekommen haben, und man wieder frei athmen darf.

Die Sonne scheidet, brummte Mutter Martha, und wer weiß, wie bald das Scheiden auch an uns kommt. Dort müssen wir dann Rechenschaft ablegen. —

So gut wir können, unterbrach sie Lukas lächelnd, stund auf und ging hinaus ins Freie. Indem er dort unter seinen Bäumen stand, und mancherlei Gedanken nachhieng, kamen zwei Kinder auf ihn zu, ein Knabe und ein Mädchen, und flehten, in der offenen Sprache der Unschuld, um ein Nachtlager.

Woher kommt ihr, Kinder, fragte Lukas.

Aus der Stadt, wo uns Niemand mehr aufnehmen wollte, antwortete das Mädchen.

„Habt ihr keine Eltern oder Verwandte?“

Ach, seufzte das Mädchen, wir sind allein in der Welt. Vor zwei Jahren starb uns die Mutter; vor einem halben Jahr wurde unser Vater hingerichtet, weil er ein Edelmann war, und ein Oheim, ein Geistlicher, der uns nachher zu sich genommen, wurde vor zwei Tagen durch die Gendarmen über die Grenze gebracht. Jetzt wollen wir eine Base aufsuchen, die zehn Stunden von hier auf dem Lande wohnt, vielleicht lebt sie aber auch nicht mehr.

Der Knabe hatte auf die Unterredung wenig geachtet. Er sah nach dem Obst auf den Bäumen, und fing endlich zu weinen an und sagte: Ach, mich hungert sehr.

Lukas war im Innersten bewegt. »Kinder, wie hieß euer Vater?«

Sie nannten seinen Namen. Der Pächter nahm sie freudig bei der Hand und führte sie in die Stube. — Hier, Mütterchen, rief er seiner Martha entgegen, hier bring ich dir Gäste. Geschwinde aufgetischt, die guten Kinder sind hungrig.

Martha machte große Augen. »Was sind das für Kinder?«

»Die unsrigen. Nun, ist es vielleicht nicht recht? War das doch ein Jammer und Wehklagen, als der liebe Gott unsern kleinen Jakob zu sich nahm, und jetzt, da er uns ein Pärchen dafür schickt, so —

Ich glaube der Mann redet irre, unterbrach ihn Martha.

Frau, fing Lukas an, heute sollst du deinen Groll gegen mich nicht mir, aber dem lieben Gott abbitten. Ich kaufte dieses Gut, um es den hülflosen Waisen zu erhalten, denen es gehört. Gleich nach dem Tode unsres guten Herrn schrieb ich an einen Bekannten in der Stadt, und bat ihn um Nachricht von den Kindern desselben. Er konnte nichts erfahren, wohin sie gekommen seyen. Jetzt führt sie der Himmel selbst an unsre Thüre. Diese sind es, und von nun an unsre Kinder.

Die gute Martha stand wie eine Bildsäule; Thränen rollten von ihren Wangen; sie küßte ihren Lukas, schloß die Kinder in ihre Arme, und trug herbei, was das Haus vermochte.

Lukas adoptirte die Kinder nach der gesetzlichen Vorschrift. Von jetzt an müßt ihr meinen Namen führen, sagte er zu ihnen. Kommen ruhigere Zeiten, wo die Namen nicht mehr Verbrechen sind, dann möcht ihr den eurigen wieder annehmen.

## 36. Die Vorsehung wacht!

Herr C. stand im fünfzigsten Jahr seines Lebens, als ihm der Tod die treue, liebevolle Gattin entriß. Vier hoffnungsvolle Kinder waren ihr längst in die Ewigkeit vorangegangen. C. verließ die Stadt, und zog sich auf sein Landgut zurück, um sich mit seinem Schmerze in der Einsamkeit zu begraben. Die Menschen vermeidend, schweifte er oft in den düstern pfadlosen Wäldern von Sennar umher, und hieng seinen trüben Gedanken nach. Eines Tages verirrte er sich, und konnte aller Mühe ungeachtet den Heimweg nicht mehr finden. Schon brach die Nacht herein. Müde und hungrig lehnte sich C. an den Stamm einer alten Eiche, da fiel ein Schuß in einiger Entfernung, und plötzlich bemächtigte sich seiner die Furcht, in die Hände von Räubern zu fallen, ein Gedanke, der ihn um so mehr ängstigte, da er ohne Waffen war. Mit aller Anstrengung arbeitete er sich durch das Gesträuch hindurch, und erblickte endlich, zu seiner großen Freude, ein Licht in einer niedrigen Strohhütte, die am Saume des Waldes stand. Die Armuth ist gastfrei, sagte er bei sich, ich will hier um ein Obdach bitten.

Auf sein Klopfen an der Thüre der Hütte fragte eine sanfte, furchtsame Stimme, wer da sey? — Ein Verirrter, antwortete C. Die Thüre wurde jetzt sachte geöffnet, und er sah vor sich ein junges Mädchen mit einem Madonnengesicht, in welchem sich Unschuld und jungfräuliche Schüchternheit mit allen Reizen aufblühender Schönheit vereinigten. Einige Augenblicke betrachtete er das Mädchen stillschweigend, und erzählte dann mit kurzen Worten seinen Unfall.

Lieber Gott, sagte das Mädchen, ich habe nichts als Milch und Eier; seit meine beiden Brüder zur großen Armee abgegangen sind, liegt mein Vater krank darnieder, und nimmt fast keine Nahrung mehr, darum hab ich auch gar nicht an einen Vorrath von Lebensmitteln gedacht, denn für mich bedarf ich nur wenig.

Sie hieß hierauf den Fremden in die Stube treten, und den Sitz am Kamin einnehmen. Aber, setzte sie hinzu, macht ja kein Geräusch. Ich will sehen, was ich zusammen bringe. Dort in dem braunen Topfe ist ein Trank; seyd so gut, und setzt ihn ans Feuer, wenn der Vater unterdessen aufwachen sollte, und ruft mich. Oeffnet aber ja die Vorhänge des Bettes nicht.

Fromme Unschuld, seufzte C., einzig beschäftigt mit den Sorgen für ihren Vater, hat sie nicht das geringste Mißtrauen gegen einen Fremden, und macht mich zu seinem Krankenwärter!

Das schöne Bauernmädchen kam bald zurück und brachte Milch und Eier. Eine schwache Stimme rief jetzt Rosine!

Mein Vater ist erwacht, sagte das Mädchen, Gott gebe, daß er sich erleichtert fühlt. Leise ging sie an das Bett, und fragte bekümmert, wie befindet ihr euch Vater?

Ich athme leichter, antwortete der Greis. Ziehe den Vorhang zurück. Sprachst Du nicht mit Jemanden?

Ja, Vater, mit einem fremden Herrn, der sich im Walde verirrt hat, und bei uns eine Herberge für die Nacht sucht.

Er soll näher kommen, sagte der Kranke. Ich schlief nicht, obgleich meine Augen geschlossen waren, sondern betete in Gedanken zum lieben Gott, daß er Dich, treues Kind, nicht hilflos in der Welt zurücklassen möge. Da war mir's, als hörte ich eine Stimme, welche sagte: Du wirst nicht sterben, bevor Rosine einen Beschützer gefunden.

Herr C. war unterdessen an das Krankenlager getreten. Wer seyd ihr, fragte der Greis?

C. nannte seinen Namen.

Ihr seyd nicht verirrt, fuhr jener fort, vielmehr hat der Himmel meinen Wunsch erhört, und eure Schritte hierher gelenkt. Auf meinem Herzen liegt ein Geheimniß, ihr müßt es mir abnehmen und treu bewahren.

Wenn es nichts gegen Ehre und Gewissen enthält, versetzte C.

Mein Vater ist nicht reich, fiel das Mädchen rasch ein, aber er ist ein ehrlicher Mann, so gut ihr einen finden mögt.

Ich glaube es, erwiederte der Fremde.

Schwört mir auf das Kreuz hier, sprach der Greis mit erhöhter Stimme, schwört das arme Kind hier zu beschützen.

Ich schwöre es, sagte C., der von dem feierlichen Ton und den noch einmal belebten Zügen des Sterbenden mächtig ergriffen wurde.

Ach Gott, rief Rosine, heftig bewegt, ihr werdet nicht sterben, Vater. Auch habe ich ja zwei Brüder und bin ans Arbeiten gewöhnt. Verleiht euch der Himmel nur wieder Gesundheit, so werden diese Hände euch ernähren.

Der Greis seufzte. Rosine, du bist nicht meine Tochter.

Nicht eure Tochter? Gott, wer bin ich denn? Indem das Mädchen diese Worte sprach, zerfloß sie in Thränen.

C., tief erschüttert, rief jetzt: Ich schwöre noch einmal bei unserm Erlöser, das Mädchen nicht zu verlassen. Aber theilt mir euer Geheimniß ganz mit, ehrwürdiger Greis.

Ja, ja, aber ich muß es schnell thun, antwortete der Kranke. Es sind jetzt achtzehn Jahre, da ging ich eines Tages mit Sonnenaufgang durch den Wald von Fontainebleau und hörte ein leises Gewimmer. Als ich umher schaute, ward ich ein kleines Kind in einem zierlichen Weidenkorb gewahr. Zu unterst des Korbes lag ein Papier mit folgenden Worten: „Ich bin ein Opfer der Bosheit und muß mein Kind dem Erbarmen des Himmels und guten Menschen empfehlen, um es und seinen Vater vor Meuchelmord zu retten.“ — Ich nahm das Kind und brachte es meiner Frau; meine beiden Söhne

befanden sich damals bei ihren Großeltern; als sie heimkehrten, zeigte ich ihnen Rosinen als ihre Schwester. Noch wissen sie nicht anders, aber mein Vermögen ist klein, ihnen gehört es von rechtswegen. —

Tugendhafter Greis, unterbrach ihn der Fremde: habt ihr keine Spur von Rosinens Herkunft entdecken können?

„Alle meine Bemühungen deßfalls waren vergeblich.“

Dem Himmel sey Dank, rief C., ich kann euer Kind zu dem meinigen annehmen, ohne eine Pflicht zu verletzen. Meine Gattin und meine Kinder sind todt, meine beiden Neffen haben sich meines Wohlwollens unwürdig gemacht, und ziehen als Abentheurer in der Fremde herum. Jetzt stehe ich allein in der Welt, und sehe einem freudenleeren Alter entgegen, Rosine wird meine Tochter seyn, sie wird die letzten Tage meines Lebens erheitern, und ich werde nicht nöthig haben, mich von Miethlingen pflegen zu lassen. Rosine, ich nehme dich an Kindesstatt an.

Ich erkenne ihre Güte, ihre Großmuth, erwiederte die Waise, aber ich werde nie meinen Vater verlassen.

„Liebes Kind, er wird bald von dir scheiden.“

Der Greis hatte bereits schon die Sprache verloren, sein Athem war schwach, sein Auge geschlossen. Rosine, außer sich beim Anblick des Sterbenden, wollte ihm noch einige Tropfen des stärkenden Trankes geben, allein der Todesengel berührte ihn in diesem Augenblicke! Ohne Todes-

kampf, ohne Zuckungen schlummerte er ein, um nicht wieder zu erwachen.

Rosinens Schmerz läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. E. glaubte, den Ausbruch desselben nicht hemmen zu dürfen. Er sagte zu sich selbst: Einst wird sie so um mich weinen.

Er sorgte für ein anständiges Begräbniß, und Rosine folgte jetzt ihrem neuen Vater auf sein Landgut, wo er sie nach den gesetzlichen Vorschriften adoptirte. Ihre kindliche Liebe und dankbare Sorgfalt versüßten den Rest seiner einsamen Tage.

## 37. Der edle Sohn.

In einem kleinen Dorfe lebte in zufriedener Ehe mit seiner Maria, Martin, ein wenig bemittelter Landmann, der sich durch Fleiß und musterhafte Aufführung im ganzen Dorfe auszeichnete. Seine Frau beschenkte ihn mit sechs Kindern, welche zwar die häuslichen Bedürfnisse, aber auch die häuslichen Freuden vermehrten. Alles, was Martin durch seinen Fleiß erübrigen konnte, wandte er auf die Erziehung seiner Kinder, und seine Mühe wurde herrlich belohnt, denn in schönster Fülle der Gesundheit und für alles Gute empfänglich, sah er die lieben Kleinen heranwachsen.

Da brach Krieg aus und alle mannbare Jugend mußte zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen ergreifen. Auch den ältesten Sohn, welcher Franz hieß, traf das Loos sich in die Reihen der Krieger zu stellen. Schmerzlich war es den guten Eltern, die das durch so viele

Mühe Erübrigte blos auf die Erziehung ihrer Kinder verwandten, jetzt die Stütze ihres Alters, ihre Freude, ihren Franz scheiden und vielleicht nie mehr zu sehen. Doch das Vaterland und ein guter König waren in Gefahr!

Indem Martin seinen Sohn segnete, ertheilte er ihm noch manche schöne Lehre, ermahnte ihn zur Tugend, zur strengsten Erfüllung seiner Pflichten, zur Treue gegen seinen König, zur Tapferkeit im Felde, aber auch zum Mitleiden gegen Wehrlose. So schied Franz unter Thränen und von tausend Segnungen begleitet aus dem väterlichen Hause. Wer mit dem Segen guter Eltern die Heimath verläßt, dem kann es auf Erden nicht anders als wohl gehen.

Franz schrieb öfters nach Hause; sein Regiment hatte Gelegenheit sich auszuzeichnen, und zur Freude der Eltern kam die Nachricht, daß Franz sich bis zum Lieutenant emporgeschwungen habe; ja es kamen von dem guten Sohne öfters Geldunterstützungen, doch plötzlich nach einer großen Schlacht hörten sie nichts mehr von ihrem Sohne.

Da verbreitete sich im Lande die frohe Nachricht, daß Friede sey. Alles jauchzte; hier empfing eine alte Mutter ihren lang vermißten Sohn, dort eine besorgte Schwester ihren lieben Bruder, hier wieder eine zärtliche Gattin ihren theuern Gatten — die Freude des Wiedersehens war mit den schönsten Farben auf aller Antlitz gemalt.

Alles, was der Tod verschont hatte, kehrte in die Heimath zurück, doch Franz — kam nicht. Vergebens strengte die alte Mutter ihre schwa-

chen Augen an, wenn ein Trupp Soldaten durchs Dorf zog, um unter denselben ihren Franz zu erblicken: vergebens ging der alte gute Vater täglich eine Viertelstunde vor das Thor auf einen Hügel, wo er die ganze Gegend überblicken konnte, in der Hoffnung, schon von der Ferne seinen Sohn zu erblicken.

Als ein Monat nach dem andern verfloß, ohne daß die guten Eltern Nachricht von ihrem Sohne erhielten, gaben sie alle Hoffnung auf, denselben noch in diesem Leben zu sehen und segneten mit Thränen sein Andenken.

Da zog eines Tags unter dem Schalle der Trompeten ein prächtiges Reiterregiment ins Dorf. Alt und jung lief, und ehrerbietig zog alles vor dem schönen kr äftigen Obristen, der, umgeben von seinen Offizieren, an der Spitze des Regiments ritt, die Mützen ab.

Erstaunen ergriff die Reichsten des Orts, als er ihre Einladung ablehnte und nur nach der Hütte des armen Vater Martin verlangte. Martin ging dem Obristen, der mit den meisten seiner Offiziere kam, entgegen. Als der Obrist das ehrwürdige entblößte Haupt des Vaters Martin sah, floß eine Thräne über das schöne männliche Antlitz und nur mit Mühe konnte er eine innere Bewegung verbergen. „Guter Vater Martin,“ sprach er, „ich komme zu euch, um mit euch von eurem Sohne zu sprechen, der mehrere Jahre als Gemeiner in meinem Regimente diente.“ — Gott! rief Vater Martin, allmächtiger Gott! so ist es wahr, so ist mein guter Sohn — „nicht mehr Gemeiner, sondern der Oberste

dieses Regiments!“ rief Franz, denn er war es selbst.

Franz flog aus einer Umarmung in die andere. Die Freude der guten Eltern und Geschwister zu schildern ist meine Feder zu schwach.

„Meine Herren,“ sprach der Obrist zu den mit Rührung dieser Scene zusehenden Offizieren, „diesen guten Menschen verdanke ich mein Daseyn, und, was noch mehr ist, eine gute Erziehung; nicht mir, sondern den guten Grundsätzen, die sie mir in der Jugend einpflanzten, verdanke ich mein Glück, und nichts soll in Zukunft, so lange der gute Gott mir ihr Leben schenkt, sie mehr von mir trennen.“

Obrist Franz kaufte ein schönes großes Landgut und bestrebte sich, die Tage seiner rechtschaffenen Eltern, so viel nur immer möglich war, zu versüßen, und dies gelang ihm vollkommen.

## 38. Ein armer Hirte rettet im Wildbad den Grafen Eberhard II. von Würtemberg aus drohender Gefahr.

Im Jahre 1367 hatte sich Graf Eberhard II. von Würtemberg in das Wildbad begeben, um dort von manchen ritterlich bestandenen Fehden auszuruhen und seinen narbenvollen Leib im wundersam wohlthätigen Bade zu heilen und zu stärken.

Nur wenige Begleiter waren mit ihm gezogen; auch diese, nur zu einer Lustreise sich versehend, waren nicht zum blutigen Streit gerüstet. Wohl wußte der Graf, daß die Zahl seiner Feinde,

welche seinen tapfern Arm schon schwer gefühlt hatten und der Neider seines Ruhmes und seiner immer höher steigenden Macht — unter dem schwäbischen Adel nicht gering sey, aber durch den Landfrieden, welchen der Kaiser kürzlich hatte beschwören lassen, glaubte er vor allen Nachstellungen auch in einem offenen, durch keine Mauern geschützten, Orte hinlänglich sich sicher. Doch er irrte sich; ein drohendes Ungewitter hatte sich ihm unbemerkt über seinem Haupte zusammengezogen. Die Schlegler, ein Bund schwäbischer Ritter, so sich nennend von den silbernen Schlegeln oder Keulen, welche sie an sich trugen, und besonders ihre Hauptleute, Wolf von Wunnenstein und die Grafen Wolf und Wilhelm von Eberstein waren Eberhard schon lange gram und hatten beschlossen, ihn im Wildbad zu überfallen, um wenigstens ein schweres Lösegeld von ihm zu erpressen.

Eberhard ahnete nicht Böses, als eines Tages die Schlegler das in einem engen Thal gelegene, von allen Seiten mit hohen Gebirgen umgebene, Städtchen plötzlich umzingelten. Eine verzweifelte Lage für den tapfern Greiner,*) der aus seiner stolzen Ruhe mit Schrecken erwachte! Was sollte er thun? Gegen die weit überlegene Macht der wohlbewehrten Feinde anzukämpfen, wäre Tollkühnheit — sich ohne

*) Greiner (Zänker) wurde Eberhard von seinem Zeitalter genannt wegen der vielen Kämpfe, die er, besonders mit den damaligen Reichsstädten, (größtentheils siegreich) bestand.

Schwertstreich zu ergeben und in die Gewalt seiner erbitterten Feinde zu gerathen, für den Helden über alle Maßen schmählich gewesen. Da trat zu ihm ein armer Hirte und erbot sich, auf einem sonst unbekannten Wege durch das waldige Gebirge hindurch ihn zu retten und wohlbewahrt an einen sichern Ort zu geleiten. Eberhard vertraut sich dem Hirten an, fest überzeugt, daß die treue Liebe seiner Unterthanen keines Verrathes fähig sey. Er folgt ihm eiligst die steilsten Berge hinan durch den dichtesten Wald und die wildesten Felsenschluchten; nebenher lief der junge Graf Ulrich, Eberhards Sohn, die Zweige der Bäume zurückbeugend, damit der Vater nicht beschädigt würde. — Da ermattet der Greiner, des Gehens und Bergekletterns nicht gewohnt und der Hirte beut ihm willig seinen Rücken dar, um ihn weiter fort zu tragen. Und so gelangen sie endlich nach Zavelstein, wo Eberhard in Sicherheit ist. Dieser belohnte den treuen Hirten reichlich und ließ zum Andenken an diese Begebenheit eine Münze schlagen, mit Kreuz und Hand bezeichnet. Die Schlegler aber mißhandelten in ihrer Wuth die Einwohner des Städtchens und verwüsteten dasselbe.

## 39. Johann Capistran, Franziskaner-Mönch, rettet 1456 Belgrad durch fromme Begeisterung von der Türken Gewalt.

Der türkische Kaiser Mahomet II. belagerte 1456 Belgrad mit 160,000 Mann; in der Stadt befehligte der tapfere Anführer der Ungarn, Hun-

niades. Die Besatzung, durch ihn und den Franziskaner-Mönch, Johann Capistran, zur höchsten Begeisterung entflammt, leistete den tapfersten Widerstand. Aber der Sultan hatte geschworen, über die Trümmer von Belgrad nach Ofen zu ziehen, und dort in der alten Burg der Könige von Ungarn ein Mahl zu halten. Aus 300 Mörsern wurde die Stadt beschossen, bis in das 20 Meilen entfernte Szegedin hörte man das Brüllen des Donners.

Am 21. Juli ließ der Sultan einen Hauptsturm vornehmen, und mit Sonnenuntergang waren die untere Stadt und die äußere Festung ganz in den Händen der Türken; rasend stürmten sie die Brücke zum oberen Schloß, Alles schien verloren zu seyn. Schon sendete Hunniades einen Theil der Besatzung über den Saustrom, um den Rückzug nach Semlin zu decken. Da stürzte Capistran, voll Muthes und hoher Begeisterung, mit dem Kreuz und einem Schwert in der Hand, auf den Platz, ermuthigte die Truppen und führte sie von Neuem in das Gefecht. Glücklich schlug er die Türken von dem Walle zurück, welchen sie bereits eingenommen hatten, ließ die in den Laufgräben befindlichen durch hineingeworfene angezündete Reisbündel ersticken und rettete so die obere Festung und die untere Stadt. Hierauf ließ er alle Glocken läuten, die Fahne des Kreuzes wehen und stürzte muthig mit einem Häuflein von 3000 Mann aus der Festung, um 160,000 Türken im freien Felde anzugreifen. Hunniades, den rechten Augenblick erkennend, ruft sogleich die

abgegangenen Truppen zurück und macht auf der andern Seite einen Ausfall. Bis an ihr Lager werden die Türken verfolgt; 24,000 von ihnen bleiben auf dem Schlachtfeld, der Sultan selbst wird verwundet. In der Nacht ward die Belagerung aufgehoben und der Sultan floh in der Verwirrung bis nach Sophia. Das ganze Lager mit allen Kriegsgeräthen wurde eine Beute der Christen. Capistrans frommer Muth hatte die Stadt gerettet.

## 40. Die treuen Kinder, Kaspar Maler, Amtskeller in Pforzheim, und seine Geschwister.

Harte Drangsale erlitt das badische Land im dreißigjährigen Kriege; besonders aber war das Jahr 1634 voll bitterer Leiden für die untere Markgrafschaft Baden. Der damals regierende Markgraf Friedrich V. nemlich hielt treu an dem Bündniße mit Schweden und Frankreich, obgleich mehrere protestantische Fürsten sich bereits davon losgesagt hatten. Die Schlacht bei Nördlingen am 26. Aug. 1634 zernichtete die letzten Hoffnungen der Verbündeten. Unaufhaltsam drang jetzt die kaiserliche Armee bis an den Rhein vor und übte alle Greuel des Krieges; die wehrlosen Bewohner der Städte und Dörfer waren den schrecklichsten Mißhandlungen preisgegeben. Markgraf Friedrich und der Herzog Eberhard III. von Würtemberg waren nach Strasburg entflohen, wer von den Bewohnern ihrer Länder noch irgend Etwas zu retten hatte,

suchte irgendwo in der Fremde eine Zuflucht. Andere, welchen wenig mehr außer dem Leben übrig geblieben war, begruben sich, um wenigstens dieses zu retten, in unzugängliche Schluchten und verborgene Höhlen in den Gebirgen.

Schon näherte sich Kaiser Ferdinands Heeresmacht von Würtemberg her der Grenzstadt Pforzheim. Von betäubendem Schrecken ergriffen verließen die Einwohner ihre Häuser und den größten Theil ihres Eigenthumes und zerstreuten sich da- und dorthin.

In genannter Stadt lebte damals Kaspar Maler, badischer Amtskeller und Landschaftseinnehmer, mit seinen Geschwistern und einer hochbetagten Mutter. Im Drange der Gefahr beschloß auch er, für sich und die Seinigen eine Freistätte im überrheinischen Lande zu suchen, aber es galt, ohne Verzug zu entfliehen und der Flucht stund ein großes Hinderniß im Wege. Wie nemlich die alte, schwache Mutter fortbringen? sie, welche nur noch mit großer Anstrengung im Stande war, an Sonntagen zu Fuß in die nahe Kirche zu gehen. Ein bespanntes Fuhrwerk war für keinen Preis mehr zu haben, denn wer eines besaß, der benutzte es für sich, als das einzige Rettungsmittel, sich und die Seinigen und den besten Theil seiner Habe zu retten.

Der guten Mutter war es nur um die Sicherheit ihrer Kinder zu thun, sie forderte diese dringend zur eiligsten Flucht auf und erklärte, daß sie daheim bleiben wolle, weil ihre grauen Haare sie vor feindlicher Gewalt schützen und ihrer Lebenstage überhaupt nicht mehr viele seyn

würden! Aber anders dachten die frommen Kinder, sie waren bei ihrer zärtlichen Gesinnung für die verehrte Mutter nicht um sich besorgt, sondern nur darum bekümmert, wie sie dieselbe durch sichere Rettung den frevelhaften Mißhandlungen roher, feindlicher Soldaten entziehen möchten.

Aber die Gefahr kam immer näher und jeder Aufschub konnte das Schlimmste herbeiführen. Umsonst hatte Caspar Maler über die Möglichkeit nachgedacht, die hochbetagte Mutter fortzubringen. Da fiel unerwartet sein Blick auf ein Wägelchen im Hofe, das leicht fortzubringen war. Hier ist es ja, was wir suchen! rief er freudig und die Kinder eilten, der Mutter einen bequemen Sitz zu bereiten und schickten sich freudig zur Abreise an. Die gerührte Alte gab den Bitten ihrer Kinder nach und nahm auf dem kleinen Wagen Platz, welchen dieselben abwechselnd zogen und dabei noch so viel an Gepäcke trugen, als sie fortbringen konnten.

Ueber Berg und Thal ging der oft sehr mühsame Weg, den man bald da= bald dorthin einschlagen mußte, um den andringenden feindlichen Schaaren zu entgehen. Aber die kindliche Liebe gab ihnen Kraft und Vertrauen und sie erreichten glücklich das linke Ufer des Rheins und nach der Ueberfahrt über denselben die Stadt Landau, in welche die Kinder mit der geretteten Mutter gleichsam im Triumphe einzogen. Jedermann betrachtete mit Rührung die wackern Kinder, welche ihre alte Mutter, als ihre kostbarste Habe, gerettet hatten.

In dem auf Pergament geschriebenen Familienbuche der noch blühenden Familie Maler ist diese Geschichte aufgezeichnet.

## 41. Der brave Schuhmacher in St... im Königreiche Sachsen.

Im siebenjährigen Krieg lebte auf einem Dörfchen St... in der Oberlausitz im Königreiche Sachsen ein armer Schuhmacher, welcher sieben, größtentheils noch unerzogene Kinder hatte und in jener theuern Zeit auch durch den angestrengtesten Fleiß kaum sie zu ernähren im Stande war. Dieser hörte, daß in dem Wirthshause des Orts eine ledige Weibsperson mit ihrem außerehlich gebornen Kinde, Michael, ungefähr 7 Wochen alt, krank eingekehrt und daselbst des Nachts gestorben war.

Er ging hin, besahe die Leiche und das verlassene Kind, fühlte inniges Mitleiden mit demselben und suchte ähnliche Gesinnungen bei seiner Nachhausekunft auch in der Seele seines Weibes zu erregen.

„Mutter," sagte er zu ihr, „das arme Kind im Wirthshause muß sterben, wenn es nicht wieder eine säugende Mutter erhält; du hast ein kleines säugendes Kind, ich dächte, wir nähmen dieses verlassene Kind zu uns und du stilltest es mit dem Deinigen; Gott wird uns schon helfen." Sein Zureden und seine Vorstellungen gelangen ihm. Er eilte fort und brachte das Kind gleich einem gefundenen Schatz nach Hause und sprach mit frohem Blick: „Mutter, hier ist das Kind; es heißt Michael."

Er arbeitete von nun an mit verdoppeltem Fleiße, um auch dieses Kind ernähren zu können. Wenn die Auferziehung zweier Kinder für die Mutter sehr beschwerlich wurde, wenn bald ihr eigenes, bald das fremde Kind weinete, wenn sie bald dieses, bald jenes stillen und reinigen mußte und wenn sie dann bisweilen verdrießlich werden wollte, so munterte sie der gute Mann auf und sagte: „Sey nur geduldig, Mutter, wir haben viele Kinder; wer weiß, wie Gott dieses an unsern Kindern vergilt.“ *) Bekamen seine Kinder ein neues Käppcheu, so bekam es der kleine Michael auch. Der brave Mann hielt den Kleinen fleißig zur Schule an, ließ ihn confirmiren und bei seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit das Schneiderhandwerk erlernen. So wurde dieser Michael, ohne seinen leiblichen Vater und Mutter gekannt zu haben, in den Stand gesetzt, sich selbst zu ernähren und ein nützliches Mitglied des Staates zu werden.

Aber edel und des höchsten Lobes werth ist die uneigennützige Menschenliebe des armen Schuhmachers.

## 42. Der edle Wohlthäter, Kaufmann Zill in Hohenstein im sächsischen Erzgebirge.

Unter den Menschenfreunden, welche bei der großen Hungersnoth 1771, die besonders hart

*) Das Vertrauen, welches dieser edle Mann mit den angeführten Worten äußerte, war nicht vergeblich. Einer seiner Söhne wurde Superintendent in einer berühmten Stadt in Oberlausitz.

das sächsische Erzgebirge traf, ihrer Mitmenschen Noth zu lindern sich bemühten, verdient eine ehrenvolle Erwähnung der Kaufmann und Strumpffabrikannt Zill zu Hohenstein. Er war zu jener Zeit noch nicht sehr bemittelt, aber sein edles, durch die allgemeine Noth tief gerührtes Herz bewog ihn, im Vertrauen auf Gottes Hilfe mehr zu thun, als in seinen Kräften zu stehen schien. Täglich ließ er einige hundert ganz ausgehungerte Kinder in der Schule des Ortes speisen, während der Schulrektor Seidel daselbst ihnen geistige Nahrung darreichte. Zill wollte durch diese Speisung der Kinder in der Schule nicht Ruhm und Lob der Menschen erringen, denn er that sonst im Verborgenen sehr viel Gutes, was Niemand wußte, als Gott allein; er hatte den schönen Zweck dabei, die durch die gar zu große Noth verwilderte Jugend bei dieser Gelegenheit an einen Ort hinzuziehen, wo für ihre Bildung und Besserung gesorgt werden konnte.

Die Kinder strömten nun zahlreicher, als jemals, in die Schule und warteten recht begierig auf das Ende des Unterrichts, wo die Körbe mit Broden unter sie ausgetheilt wurden. Der gute Zill ließ ihnen noch auf seine Kosten zweckmäßige Erbauungsbücher und Bibeln austheilen und der brave Rektor betete mit ihnen und ermahnte sie zum festen Vertrauen auf Gott. Da wurden denn die bleichen, von Hunger aufgeschwollenen oder abgezehrten Gesichter wieder roth und freundlich und die Kleinen, welche am Morgen matt und traurig den Berg zur Schule hin-

aufgeschlichen waren, kehrten froh und munter wieder zu ihren Eltern zurück.

Der brave Z i l l aber wurde von der vergeltenden Vorsehung sichtbar gesegnet, indem von jener Zeit an ungeachtet seiner bedeutenden Ausgaben für die Armen sein Vermögen sehr schnell wuchs.

## 43. Der brave Sohn in Böhmen.

Ein armer Bauer in einem Dorfe bei Eger in Böhmen sollte 1773 innerhalb 24 Stunden 20 fl. bezahlen, wenn er nicht von dem harten Amtmann in's Gefängniß geworfen werden wollte. Sein Sohn, ein gemeiner Soldat unter dem S t a h r e m b e r g'schen Regiment, war nach zwanzigjähriger Abwesenheit gerade damals auf Urlaub zu Hause und sah des Vaters Noth und Bedrängniß.

Edelmüthig beschloß der Sohn, des Vaters Retter zu werden. Er entdeckte dem Vater, einer seiner Kameraden wolle auf den Abend desertiren; er, der Vater, solle es beim Schulzen des Dorfes melden, worauf er die auf diese Anzeige bestimmte Belohnung von 24 fl. erhalten würde.

So nöthig auch dem Vater das Geld war, so verwies er doch seinem Sohn die Untreue gegen seinen Kameraden und wollte durchaus nicht durch fremdes Unglück sich retten. Endlich gab er doch den dringenden Bitten seines Sohnes nach, zeigte es an, erhielt das Geld und befriedigte den Amtmann. — Am Abend in der Dämme=

rung schlich der Sohn an den Ort, wo nach seiner Angabe der Deserteur eintreffen sollte. Er wurde wirklich ergriffen, und da er es nicht läugnete, zum Regimente eingeliefert und zu hartem Gassenlaufen verurtheilt. Standhaft duldete er die unverdiente Strafe. Als es vorbei war, sagte er für sich: „Gottlob! nun ist's vorüber und mein Vater ist frei."

Diese Worte hörten einige Kameraden und der Unteroffizier und hinterbrachten sie dem Obristen. Dieser untersuchte und entdeckte die ganze Begebenheit. Endlich kam sie vor den edeldenkenden Kaiser Joseph II. von Oestreich, welcher an schönen Gesinnungen und Handlungen seiner Unterthanen die herzlichste Freude hatte und sie großmüthig belohnte. Er ernannte den braven Sohn zum Lieutenant und befahl ihm, nach Wien zu kommen, wo er ferner für ihn sorgen wolle.

## 44. Der barmherzige Kesselflicker im Halberstädtischen.

Bei der außerordentlichen Kälte im Januar 1776 ging in der Gegend von Halberstadt ein Kesselflicker mit seinem wenigen Geräthe über Land, um seiner Handthierung nachzugehen. Auf der öffentlichen Landstraße fand er einen erfrornen Juden, an welchem kein Zeichen des Lebens mehr bemerklich war. Ein Körbchen, in welchem einige Tücher und Bänder sich befanden und welche wohl seinen ganzen Handelserwerb ausmachten, stund vor ihm. Bei dem Anblick des Er-

frornen fühlte der Kesselflicker inniges Mitleiden. Vielleicht, dachte er bei sich selbst, lebt der arme Jude noch; vielleicht erholt er sich wieder. Ein Jude ist ja eben sowohl ein Mensch, als ich. — Geschwind scharrte er daher seine und des Juden Habseligkeiten in den Schnee und trug den erstarrten Körper auf seinem Rücken in das nächste Dorf. Hier ließ er ihn mit Brannteweín waschen und reiben, bis er allmählig aufthauete. Zu seiner größten Freude bewegte sich der Jude und schlug seine Augen auf. Als der Kesselflicker sah, daß seine Bemühung nicht vergebens war, wandte er freudig alles an, um sein menschenfreundliches Werk zu vollenden und den Juden völlig wieder herzustellen. Er gab Geld zur Verpflegung her, ging fort und holte nun seine und des Juden in Schnee verscharrte Habseligkeiten herbei.

Der dankbare Jude fiel nun seinem Erretter um den Hals und bat ihn innigst gerührt, seinen kleinen Korb, welcher sein ganzes Vermögen enthielt, als eine geringe Belohnung anzunehmen. Aber der Kesselflicker erwiederte edelmüthig: „Was ich gethan habe, war meine Pflicht und Schuldigkeit; Gott helfe uns weiter.“ Hierauf packte er seine Habseligkeiten zusammen, drückte dem bis zu Thränen gerührten Juden die Hand, ließ ihn weiter nicht zum Worte kommen, und zog mit dem frohen Bewußtseyn einer guten That freudig seinen Weg.

## 45. Rechtschaffenheit und Menschenliebe Lüdeke Leisenbergs, Wirths und Kirchenältesten im Dorfe Klein-Burgwedel im Königreich Hannover.

Lüdeke Leisenberg, Wirth und Kirchenältester im Dorfe Klein-Burgwedel, war ein in jeder Hinsicht braver, thätiger und rechtschaffener Mann. Als er seine Haushaltung anfing, so besaß er gar kein Vermögen. Aber er war genügsam, arbeitsam und Gott vertrauend. Er hatte sich ein Mädchen zur Frau gewählt, welche dieselben Gesinnungen mit ihm theilte. Armuth halber mußte er sich ein ganzes Jahr lang statt des Federbettes mit einem ärmlichen Strohlager behelfen, auf welchem er auch bei seinem guten Gewissen ruhig und sanft schlief. Da die jungen Eheleute mit Sparsamkeit, Fleiß und Ehrlichkeit ein kindliches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung verbanden, so wurden sie von derselben augenscheinlich gesegnet. Denn sie waren bald im Stande, eine Kapitalschuld nach der andern heimzubezahlen, ihren Viehstand zu vermehren, ihr Feld zu verbessern und ihr Wohnhaus neu zu bauen und zu vergrößern. Ueberdies konnte Leisenberg einen Nothpfennig auf Tage des Unglücks zurücklegen.

Dabei war er von den menschenfreundlichsten und liebevollsten Gesinnungen durchdrungen. Stets war er bereit, jedem seiner Nebenmenschen, der seiner Hilfe bedurfte, mit Aufopferung und Freudigkeit zu dienen. Er unterstützte daher Manche

mit Rath und That, wenn sie ihre Häuser, Scheunen und Ställe ausbesserten. Dem schon betagten Kirchenältesten, welchem er als Gehilfe beigegeben war, ließ er die Besoldung, er selbst aber verrichtete die Dienstgeschäfte. Seine Herzensgüte war so groß, daß er mit seiner Hilfe immer zuvorkommend war und nie so lange zuwartete, bis er um dieselbe angesprochen wurde. Einst, als er gerade in Groß-Burgwedel war, hörte er, daß eine kranke Wittwe daselbst, welche kein Fuhrwerk mehr hatte, ihre Früchte auf dem Felde in aufgebundenen Garben stehen habe und ihr Niemand diesen Erndtesegen heimführen wolle. Sogleich eilte Leisenberg nach Klein-Burgwedel zurück, ließ seine eigene Feldarbeit liegen, kam mit seinem Fuhrwerk und seinen Leuten eine Stunde Wegs herbei und fuhr der armen Wittwe alle ihre Früchte ein. Wohlthun war seine höchste Freude; dies erfuhren nicht blos die Armen seines Dorfes, sondern auch fremde Arme. Oft brachte er, wenn er des Sonntags nach Groß-Burgwedel in die Kirche ging, unter seinem Rock ein Brod für Arme mit und kam nicht selten von seinen Reisen nach Hannover und Celle hungrig und durstig nach Hause, weil er das mitgenommene Zehrgeld sammt den Lebensmitteln unterwegs an Arme vertheilt hatte. Diese Gesinnungen und Handlungen aber, welche ihm so viel Ehre machten, trug er nie zur Schau, sondern verrichtete sie im Stillen; erst nach seinem Tode erfuhr man, wie viel Gutes und Edles er gethan habe. Unwillig werden konnte

dieser rechtschaffene Mann nur dann, wenn er sahe, daß man seinem Nächsten Unrecht that und da nahm er sich des Leidenden und Unterdrückten mit edler Wärme an. Trat man aber ihm selbst zu nahe, so wollte er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun.

Er starb 1776 nach kurzem Krankenlager; sein Leichenbegängniß war die schönste Anerkennung seiner Tugenden. Denn die ganze Gemeinde, Vornehme und Geringe, Junge und Alte beklagten den frühen Verlust des rechtschaffenen Mannes und begleiteten seine Leiche unter Vergießung so vieler Thränen, daß es schien, der allgemeine Vater und Versorger der ganzen Gegend sey begraben worden.

## 46. Der menschenfreundliche preußische Grenadier Hubert.

Ein preußischer Grenadier, Namens Hubert, lag 1778 im Lazareth zu Neisse in Schlesien. Neben ihm lag ein Füselier, dessen Frau nebst einem Kinde kurze Zeit vorher gestorben war und einen Sohn hinterlassen hatte. Der Füselier starb im Lazareth und sein Sohn, ein Knabe von 10 Jahren, war nun von aller Welt verlassen. Nur der brave Hubert nahm sich seiner an. Er suchte ihn zu trösten und versprach ihm, wenn er Zutrauen zu ihm haben werde, die Stelle eines Vaters bei ihm zu vertreten. Er hielt redlich Wort, ungeachtet er nur von seinem Solde leben mußte, welcher des Tages 1 Groschen 6 Pfennige, alle 4 Tage 6 Pfund

Brod und alle Wochen 1 Pfund Fleisch betrug. Nachdem er wieder hergestellt war, nahm er den Knaben mit nach Jägerndorf, wohin das Bataillon gegangen war. Hier kleidete und pflegte er ihn aufs Beste und that mehr an dem Verwaisten, als tausend leibliche Eltern an ihren Kindern thun. Nachdem der Friede geschlossen worden war, nahm er ihn mit nach Berlin, schickte ihn dort in die Schule und ließ ihm nach vollendeter Schulzeit das Flormacherhandwerk erlernen.

Hubert hatte selbst Kinder, aber nie fand man, daß er einen Unterschied zwischen diesen und seinem Pflegesohn machte. Er behandelte sie Alle mit gleicher Zärtlichkeit und seine Frau machte ihm nie den geringsten Vorwurf über das neue Mitglied der Familie, welches bei den armen Verhältnissen der Eheleute wohl zur Uneinigkeit Veranlassung geben konnte. Sie behandelte vielmehr den Knaben sehr liebreich und sorgte so gut für ihn, als es ihre Umstände nur immer gestatteten.

Die edle Gesinnung Huberts bewährte sich auch dann, als er für alle dem Knaben erwiesene Wohlthaten den Dank nicht erhielt, welchen er mit Recht erwarten konnte. Der Knabe hatte nemlich begüterte Anverwandte in Schlesien, welche seinen Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht hatten und ihm sagen ließen, er möchte zu ihnen kommen. Da ein Lehrbursche beim Flormacherhandwerk schon einen kleinen Wochenlohn bekommt, so nahm Hubert denselben, um seinen Pflegesohn davon zu kleiden und zu bekö-

stigen. Dieser fürchtete nun, Hubert möchte seiner Abreise Hinderniße in den Weg legen und verließ daher seinen Wohlthäter heimlich, ohne ihm zuvor ein Wort von seinem Vorhaben gesagt zu haben. Erst, nachdem er bei seinen Verwandten angekommen war, schrieb er ihm die Ursache seiner Entfernung. »Ich kann es ihm nicht verdenken,« sagte der gute Mann mit dem Tone eines verkannten und gekränkten Herzens, »daß er zu seinen Verwandten gegangen ist. Er kann es dort besser haben, als bei mir, nur hätte er es mir sagen können; ich würde mich über sein Glück gefreut haben!« — Das war Alles, was er darüber äußerte. Nun folgte ein frommer Wunsch für sein Wohl und ein Lob seiner guten Eigenschaften.

Wie würdig ist dieser edle Mann unserer Achtung, da er von seinem geringen Einkommen, welches kaum ihn und die Seinigen nothdürftig nährte, auch noch einen Waisen erzog.

## 47. Besonnenheit, Gottesvertrauen und treue Liebe der Marie N. N., Dienstmagd zu Neu-Ruppin im Königreich Preußen.

In der Stadt Neu-Ruppin im Königreich Preußen brach am 26. Aug. 1787 Nachmittags in einer Scheune vor dem Berliner Thor Feuer aus. Ein schrecklicher Sturm tobte und trieb die Flammen mit größter Schnelligkeit über die unglückliche Stadt hin, so daß diese bald an vielen Orten zu gleicher Zeit in Brand gesetzt wurde. Bis Mitternacht waren bereits 531 Häuser

mit allen Nebengebäuden, 3 Kirchen, das Rathhaus und 41 gefüllte Scheunen in Schutt und Asche verwandelt worden. Nur wenige Habseligkeiten hatten die von Schreck betäubten Einwohner gerettet; die Meisten hatten genug zu thun, sich und die Ihrigen aus der mit Feuer und erstickendem Rauch erfüllten Stadt in Sicherheit zu bringen. Das Unglück traf auch einen Fabrikanten wollener Tücher, in dessen Hause Marie, aus einer kleinen Provinzialstadt Preußens gebürtig, seit mehreren Jahren als Dienstmagd sich befand. Sie hatte sich durch ihre Treue und Rechtschaffenheit das Zutrauen ihrer Herrschaft und durch ihre Freundlichkeit die Liebe der Kinder des Hauses in sehr hohem Grade erworben.

Als an dem unglücklichen Tage die Flamme das Haus des Fabrikanten ergriffen hatte und Alles in Schrecken und Betäubung jammerte, sammelten sich die erschrockenen Kinder um die Mutter und Marien, während der Vater bemüht war, sein Silber, die besten Kleider und andere Sachen von Werth in einen großen Kasten zu packen und es mit Hilfe eines im Hause befindlichen Handarbeiters in dem massiv überwölbten Keller in Sicherheit zu bringen. Als dieses geschehen war, forderte er die Seinigen dringend auf, das schon mit Rauch erfüllte Haus zu verlassen, nahm seinen Sohn an die Hand und ging voran; die Mutter mit der ältesten achtjährigen und Marie mit der jüngsten fünfjährigen Tochter auf dem Arme folgten.

Vor der Thüre auf der Straße war großes Gedränge der Flüchtenden. Man mußte einige Augenblicke warten. Da erinnerte sich die Mutter, daß noch ein in Eile zusammengeknüpfter Bündel der besten Kleider in der Stube liegen geblieben sey und wünschte, daß Marie diesen Bündel noch in den Keller bringen möchte. Marie that, wie ihr befohlen war, eilte mit dem Kinde, das sie nicht verlassen wollte, auf dem Arme in den Keller hinab und tappte bis zur hintersten Wand desselben im Dunkeln fort, um ihr Bündel dort in Sicherheit zu bringen. Da erfolgte plötzlich ein donnernder Fall und Schlag gegen die halb geöffnete Kellerthüre; krachend stürzte diese nach innen und ihr nach mehrere brennende Balken, welche den einzigen Ausgang versperrten, der vom Keller in das Haus hinauf führte.

Mit Entsetzen nahm Marie bald wahr, daß der Keller durch das Einstürzen des Gewölbes verschüttet, ihr aber jede mögliche Rückkehr zu ihrer Herrschaft und jeder Ausweg aus dem Keller versperrt sey. Ein lautes Jammergeschrei des Kindes, das sie auf ihren Armen hielt, erinnerte sie furchtbar daran, daß noch ein ihr anvertrautes Leben, außer dem ihrigen, in einer unabwendbar scheinenden Gefahr sich befinde und erfüllte ihr Inneres bei dem Gedanken an die verzweifelnden Eltern mit einem Schmerz, welcher ihre Gemüthskraft überwältigte. Ihre Sinne schwanden, sie sank mit dem Kinde bewußtlos auf den Boden nieder.

Als sie wieder zu sich selbst kam, erleuchteten die Flammen des brennenden Gebälkes den Vordergrund des Kellers. Die kleine Henriette hatte vor ihr gekniet und mit ihren Händchen ihr die Wangen gestreichelt. „Ach Marie!“ rief das Kind, da es sie sich wieder bewegen sah, „schlaf nun nicht mehr. Mir ist so angst und hier ist es so heiß.“ — Schluchzend raffte sich Marie auf, preßte das Kind an ihr Herz und gelobte Gott in ihrer höchsten Noth, das Kind so lange schirmen zu wollen, als sie noch einen Athemzug in ihrer Brust habe.

Als das eingestürzte Gebälke allmählig ausbrannte und der Keller wieder in Dunkelheit sich einhüllte, war Marie vorerst darauf bedacht, ihren gegenwärtigen Aufenthalt zu erhellen. Sie fand ein zerfallenes Fäßchen und zündete mit den Trümmern desselben an der Glut des zusammengebrannten Gebälkes ein Feuer an. Da aber der vorhandene Vorrath von Holz bald aufgezehrt war, so nahm Marie einen Scherben und füllte ihn mit Speck, der im Keller hing, bereitete aus einen Theil ihres Halstuches einen Docht und richtete sich so eine Lampe zu. Sie fand bei dem Scheine derselben drei große Brode und ein Fäßchen mit Bier, wodurch für Befriedigung der dringendsten Bedürfniße, wenigstens auf einige Zeit, gesorgt war. Marie dankte Gott, die kleine Henriette innig umfassend, herzlich dafür, bat ihn um Rettung, mußte aber die lauten Ergüße ihrer Empfindungen zurückhalten, weil Henriette, davon ergriffen, zu jammern anfing und nach den Eltern verlangte.

Marie suchte das Kind möglichst zu besänftigen, bereitete ihm von den im Keller vorhandenen Kleidungsstücken eine Lagerstätte und brachte es endlich in Schlaf. Von Neuem bat sie nun Gott um Rettung und Hilfe und weinte in tiefster Wehmuth still vor sich hin, nur hie und da vom Getöse einstürzender Gemäuer aufgeschreckt. Endlich hatten Angst und Kummer ihre Kräfte erschöpft, sie entschlummerte und als sie wieder erwachte, war ihre Lampe erloschen und Dunkel umhüllte sie in der mit Dampf und Hitze erfüllten Tiefe.

Mariens Lage wurde immer schrecklicher; Henriette fing nun an, in der kaum mehr einzuathmenden Luft sehr zu leiden. Ihre Noth vergaß die Unglückliche, aber des Kindes Schmerz erregte in ihr niederdrückende Gefühle. Nur, indem sie mit demselben auf dem Boden lag, das Gesicht zur Erde gerichtet, fand sie einige Erleichterung und ihrem freundlichen Zureden gelang es endlich, das Kind zu beruhigen, welches die große Gefahr, in welcher Beide schwebten, zu ahnen schien. Das Kellergewölbe glühte von der auf demselben ruhenden, durch den schrecklichen Brand erhitzten, Schutt- und Steinmasse des eingestürzten Hauses. Man vernahm deutlich das Knistern der noch brennenden, zwischen den Schutthaufen liegenden, Balken und die Besorgniß war sehr natürlich, daß das Gewölbe, von welchem selbst hie und da Steinchen und Kalk herabfielen, unter der Last plötzlich einstürzen würde.

Etwa 40 Stunden mochten in diesem angstvollen Zustande vorübergegangen seyn, als Marie

zu dem Eingang des Kellers durch das Dunkel sich nahete und zu ihrer größten Freude einen Lichtstrahl erblickte, welcher ihr von oben herab durch das Gestein entgegenleuchtete. Aber sie konnte ihren Fuß noch nicht auf dasselbe setzen, um emporzuklimmen, weil es noch zu sehr erhitzt war. Doch ein Strahl der Hoffnung erfreute bereits ihr Herz.

Inzwischen aber war das Kind immer unruhiger und von der ungesunden Luft, von der ungewohnten Nahrung, krank geworden und brachte die Nacht in Fieberhitze und Phantasieen zu. Neue Sorge und Bekümmerniß für Mariens redliches Herz! Die zitternde Henriette auf ihrem Schooße saß sie die lange Nacht hindurch auf dem feuchten Boden, so nahe, als möglich, dem Eingang zugewandt, um dort eine etwas weniger drückende Luft für die Kranke zu finden. Mit Sehnsucht richtete Marie den schlaflosen Blick auf die Stelle hin, welche zuerst von dem eindringenden Lichtstrahl erleuchtet werden mußte und als sie endlich dort wahrnahm, daß der Tag angebrochen sey, machte sie den Versuch, ob sie durch das Gestein am Eingang des Kellers weiter vordringen könne. Aber ihre Bemühung war vergebens, denn es lagen zu große Steinmassen um die halbverbrannte Thüre des Kellers, so wie auf der steinernen Treppe und über ihnen lag der rauchende Schutt hoch aufgethürmt. Steine und Mauern glüheten noch wie gestern; man konnte keinen Fuß darauf setzen und die schwachen Kräfte Mariens reichten überhaupt nicht hin, die Steinmassen weg=

zubewegen und durch sie hindurch sich Bahn zu machen.

Fast trostlos kehrte sie zu der inzwischen eingeschlafenen Henriette zurück und schlief, niedergedrückt von der Last ihres Kummers, selbst ein. Als sie nach einigen Stunden erwachte, war sie hoch überrascht vom hellen Sonnenlicht, welches durch den Eingang in den Keller eindrang. Sie bemerkte, als sie näher trat, mit freudigem Erstaunen, daß die vor der Kellerthüre liegenden Steinmassen eine ganz andere Lage erhalten und, wie es ihr schien, seitwärts nach außen hin mehr zusammengesunken oder abwärts gerollt waren. Ob sie gleich durch diese erweiterte Oeffnung noch immer nicht durchkommen konnte, so zeigte sich ihr doch die Möglichkeit ihrer Rettung, wenn das Gestein sich mehr abgekühlt hätte und noch etwas weiter zurück wiche.

So saß Marie, die kleine Henriette auf dem Schooße, dicht am Eingang, den sehnsuchtsvollen Blick nach oben gerichtet, als sie über sich einen fernen Ruf von Menschenstimmen hörte. Sie klemmte einige Stufen die Kellertreppen empor und rief, alle ihre Kräfte anstrengend, mit möglichst lauter Stimme um Hilfe. Aber es erfolgte keine Antwort; sie wiederholte ihren Hilferuf, aber vergebens. Nach einiger Zeit wurden, wie es Marien schien, abermals Stimmen laut; sie kletterte auf's Neue den verschütteten Gang möglichst empor, rief, so laut sie konnte, mußte aber bald in die Tiefe des Kellers zurück, weil sie in Gefahr war, sich Füße und Hände auf dem noch immer glühenden Gestein zu verbrennen;

noch rauchten oben die Trümmer des Hauses und es war keine Möglichkeit, auf diesem Wege zu entfliehen.

Da kamen wieder Stimmen von Männern näher und immer näher und zuletzt ganz nahe. Unaussprechlich war daher Mariens Entzücken, sie klimmte noch höher empor und rief mit lauter Stimme um Hilfe. Jetzt antwortete man ihr von außen zu, sie solle sich noch lauter hören lassen, damit man die Stelle, wo sie sich befinde, noch deutlicher zu erkennen vermöge. Sie that es, nannte ihren Namen und den ihrer Herrschaft und bat, deren Kind und sie zu retten. Jetzt wurde ein seltsames Gemisch sich mehrender Stimmen hörbar. Marie erkannte die Stimme des Fabrikanten. Man bat sie, ruhig zu seyn, mit der Versicherung, ihre Rettung sey nahe.

Nun näherte sich der Fabrikant und einige Männer mit einigen herbeigebrachten Brettern, Haken und Stangen glücklich dem Eingang zum Keller, räumten ein hinderliches Stück Mauer nach dem andern weg und gelangten endlich so weit, der in Freude schwimmenden Marie, mit der kleinen Henriette auf dem Arme, die rettende Hand darbieten, und Beide aus der traurigen Kellerhöhle heraus der schrecklichen Angst und Todesgefahr entreißen zu können.

Der Fabrikant war mit seiner übrigen Familie glücklich der Feuersnoth entgangen. Niemand zweifelte an Mariens und Henrittens Tod. Namenlose Schmerzen über ihren Verlust erfüllten die Seele der Mutter. Gerade an diesem Tage hatte sich der Fabrikant auf die Brandstätte

seines Hauses begeben, um die Leichname seines Kindes und seiner treuen Dienstmagd aufzusuchen. Ihn hatte sein Bruder begleitet, welcher zuerst die rechte Stelle erkannt, wo das Haus gestanden und bei der Annäherung an dieselbe den zuerst entfernteren, dann aber vernehmlicheren Hilferuf Mariens vernommen hatte. Drei schreckliche Nächte und vier Tage hatten Marie und Henriette in schauerlicher Todesgefahr im Keller zugebracht. Aber mit unbeschreiblichem Entzücken drückte die Mutter die verloren geglaubte Tochter an das Herz, welche ihr nächst Gott Mariens Standhaftigkeit, Besonnenheit und aufopfernde Liebe erhalten und gerettet hatte.

# Register.

Seite
Aelterliche Liebe und fürstliche Großmuth . . . 1
Belohnte kindliche Liebe . . . . . . . . . 2
Besonnenheit, Gottesvertrauen und treue Liebe der Marie N. N., Dienstmagd zu Neu-Ruppin im Königreich Preußen . . . . . . . . 131
Bruderliebe . . . . . . . . . . . . . . . 14
Christkindchens erster Traum . . . . . . . . 56
Dank für göttliche Hilfe . . . . . . . . . 28
Dankbarkeit . . . . . . . . . . . . . . 98
Dankbarkeit gegen Erzieher . . . . . . . . 18
Dankbarkeit gegen Gott . . . . . . . . . 26
Das gottesfürchtige Mädchen . . . . . . . 22
Der barmherzige Kesselflicker im Halberstädtischen . 125
Der brave Schuhmacher in St..., im Königreiche Sachsen. 1759 . . . . . . . . . . . . 121
Der brave Sohn in Böhmen . . . . . . . . 124
Der Christ und der Muhamedaner . . . . . . 80
Der edle Sohn . . . . . . . . . . . . . 111
Der edle Wohlthäter, Kaufmann Zill in Hohenstein 122
Der Märtyrer Ignatius . . . . . . . . . . 36
Der menschenfreundliche preußische Grenadier Hubert 129
Der Schein trügt . . . . . . . . . . . 102
Die gute Tochter . . . . . . . . . . . 4
Die Rast auf der Flucht . . . . . . . . . 69
Die treuen Kinder, Kaspar Maler, Amtskeller in Pforzheim, und seine Geschwister . . 118
Die Vorsehung wacht . . . . . . . . . . 106
Durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit läßt es sich weit bringen . . . . . . . . . . 45

Edle Einfachheit Peter des Großen . . . . . . 53
Ein armer Hirte rettet im Wildbad den Grafen Eberhard II. von Würtemberg aus der drohenden Gefahr . . . . . . . . . . . . . 114
Festigkeit des Charakters in Ausübung der Menschenliebe . . . . . . . . . . . . . 38
Gebückt! gebückt! oder mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land . 55
Geistesgegenwart eines Knaben . . . . . . . 42
Geschwisterliebe . . . . . . . . . . . . 12
Hochachtung für Religion und Tugend . . . . . 25
Johann Capistran, Franziskaner-Mönch, rettet 1456 Belgrad durch fromme Begeisterung von der Türken Gewalt . . . . . . . . . . 116
Joseph der Pompier . . . . . . . . . . . 59
Jugendliche Entschlossenheit . . . . . . . . 43
Kindliche Dankbarkeit . . . . . . . . . . 11
König Gustav III. und die fromme Tochter . . 8
Lohn der Genügsamkeit . . . . . . . . . . 51
Macht der christlichen Religion . . . . . . . 34
Muth im Unglücke . . . . . . . . . . . 40
Rechtschaffenheit und Menschenliebe Lüdeke Leisenbergs, Wirths und Kirchenältesten im Dorfe Klein-Burgwedel im Königreich Hanover . 127
Standhafte Ausübung der christlichen Religion . 33
Standhaftigkeit eines Knaben . . . . . . . 31
Vaterliebe . . . . . . . . . . . . . . 96
Vertrauen auf Gott . . . . . . . . . . . 23
Wahre Ehrliebe . . . . . . . . . . . . 37
Wahre Frömmigkeit . . . . . . . . . . . 21

Eg. Mayr jun

Mayrjuna

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rechenberg, Adam

Erzählungen für Geist und Herz oder Darstellung edler Gesinnungen guter und frommer Menschen

Passau 1833

Paed.pr. 941
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759647-0